

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

317575₂

Sitten- und Charakterbilder

aus

Polen und Lithauen.

Von

August Tonke.

~~~~~  
Zweiter Band.  
~~~~~

Berlin, 1862.

Nicolai'sche Sortiments-Buchhandlung
(A. Jagielski.)

Sitten- und Charakterbilder

aus

Polen und Lithauen.

Mit biographischen Notizen herausgegeben

von

August Woycke.

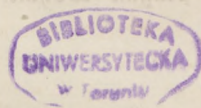
Zweiter Band.

Berlin, 1862.

Nicolai'sche Sortiments-Buchhandlung
(M. Jagielski.)

Sitten- und Charakterbilder

Pöbel und Schandak



317 575

K. 2425/60

Inhalts-Verzeichniss.

	Seite
Der Edelmann	1
Priester Marcus	33
Ein Vorfall, den ich mit eigenen Augen angesehen und der zwar in der That unbedeutend war, aber doch großen Schaden brachte	51
Aus dem Leben meines Großvaters	69
Kein übles Abenteuer	83
Nückerinnerung.	95

Biographische Notizen.

1. Ignaz Chodzko	119
2. Joseph Korzeniowski	124
3. Joseph Ignaz Kraszewski	130
4. Graf Heinrich Nzewuski	145
5. August Wilkonski	151

Inhalts-Verzeichnis.

1	Der Verfasser
33	Uebersicht des Inhalts
51	Erstes Buch
69	Zweites Buch
87	Drittes Buch
105	Viertes Buch
123	Fünftes Buch
141	Sechstes Buch
159	Septimes Buch
177	Achtstes Buch
195	Neuntes Buch
213	Zehntes Buch

Der Edelmann.

Von

Joseph Ignaz Krasiński.

Der Edelmann

Der Edelmann

Der Edelmann der alten Zeit, ist er vielleicht nur noch ein Typus, von dem heutzutage nichts mehr übrig geblieben, als die Gebeine, den man lebendig unter uns schon nicht mehr antrifft? Ich weiß es nicht, doch scheint er mir eine jener ohne Rückkehr dahinschwindenden, wenn nicht schon ganz dahingeschwundenen Gestalten, welche in Kurzem etwas Neuem, bisher noch Unenträthseltem werden weichen müssen. Schon hält es schwer, einen Edelmann zu finden. Ein neues Zeitalter, neue Sitten, Lagen, Verhältnisse, Wünsche, Bestrebungen und bestimmende Schicksale verwandeln ihn mehr und mehr in ein farbloses Etwas, das noch keinen Namen hat und ihn vielleicht niemals haben wird.

Der Edelmann der alten Zeit, ist er vielleicht nur noch ein Typus, von dem heutzutage nichts mehr übrig geblieben, als die Gebeine, den man lebendig unter uns schon nicht mehr antrifft? Ich weiß es nicht, doch scheint er mir eine jener ohne Rückkehr dahinschwindenden, wenn nicht schon ganz dahingeschwundenen Gestalten, welche in Kurzem etwas Neuem, bisher noch Unenträthseltem werden weichen müssen. Schon hält es schwer, einen Edelmann zu finden. Ein neues Zeitalter, neue Sitten, Lagen, Verhältnisse, Wünsche, Bestrebungen und bestimmende Schicksale verwandeln ihn mehr und mehr in ein farbloses Etwas, das noch keinen Namen hat und ihn vielleicht niemals haben wird.

Ich verstehe hier unter Edelmann nicht einen solchen, der ein Recht zu Wappen und Standesprärogativen hat, sondern jenen alten Dorfbewohner und Gutsbesitzer mit allen seinen Eigenthümlichkeiten, Vorurtheilen, edeln Trieben und Mängeln, die heute bereits zur Anomalie ge-

worden, einst jedoch nothwendig waren, als eine Folge von tausenderlei Ursachen, welche dies merkwürdige Ganze gebildet.

Jener auf den Landtagen, bei den Parteiversammlungen, bei allen Zusammenkünften, ja selbst bei den Namens- tagen eines Standesgenossen so geräuschvoll, so keck Auf- tretende, der das Recht an den Fingern auswendig wußte, der so wacker den Säbel schwang, der, wenn's galt, weder das Maul noch den Arm schonte, der zu Hause mit seinen Gästen den letzten Bissen theilte, der bis zum siebenten Kreuze das Geleite gab und wohl noch weiter, der auf seine eigene Art wirthschaftete, nicht nach heu- tigen Mode aus Interesse geizend und prassend, der sich bis zum Knie neigte vor den Excellenzen, sich aber auch aufzurichten und den Schnurrbart zu streichen verstand, wenn eine Durchlaucht ihm zu nahe trat, der von der Politik nur so viel wußte, als ihm sein jüdischer Pächter zutrug und sich über allen Ausdruck vor den Umtrieben des Hauses Oesterreich und der ottomanischen Macht fürchtete, alle übrigen Nachbarn aber kaum der Rede werth erachtete — jener Edelmann — zeigt mir ihn doch heutzutage noch, ich bitte euch!

Dem letzten singt man vielleicht irgendwo in der Ferne ein Miserere.

Und doch war ich im Leben einmal so glücklich, noch eine solche Ruine der alten Zeit in Lithauen kennen zu lernen, dort, wo alles Alte gedeiht und dauert, alter Käse und alte Menschen. Die Erde oder die Luft hat dort wie in den italienischen Katafomben die Eigenschaft, selbst

die des Lebens schon beraubten Körper noch vor Fäulniß und Vernichtung zu bewahren.

Es war ein schon hochbejahrter Greis, aber unge- achtet seiner Jahre war er kräftiger als wir in unserer Jugendblüthe, und er konnte mehr aushalten und mit- machen, als wir, die wir seine Enkel sein könnten.

Herr Mathäus Zabierza hatte ein hübsches Gütchen im Lidaer Kreise, welches jedoch in einem Winkel von der großen Straße ablag und rings von Wäldern so umgeben war, daß dorthin nur der den Weg fand, der ihn finden mußte.

Er hatte nur wenige Nachbarn, eine nicht eben zahl- reiche Familie, aber viele Freunde. Die Hand Gottes hatte ihn schwer getroffen. Einst war er beweiht und Vater von vier Kindern gewesen, die jedoch, als sie bereits erwachsen waren, alle, eins nach dem andern, wegstarben, als hätte Gott seinen Muth prüfen wollen; er hatte sie schon alle flügge gesehen und sich der aufblühenden Hoffnungen gefreut.

Das fing bei der Frau an und ging dann fort, dem Alter nach, so daß nach zwei Jahren der Leichenwagen vor dem Thore des Herrenhauses vorfuhr, um das letzte Opfer mit fortzunehmen.

Unser Bannerherr*) trat mit verweinten, doch dem Anscheine nach stets trockenen Augen, mit dem Rosen- kranze in der Hand, angethan mit groben Trauerkleidern zum Hause heraus und folgte zu Fuß hinter dem eiche-

*) So wurde hier der Ausdruck Chorąży übersetzt.

nen Sarge bis zum nächsten Städtchen, dann kehrte er nach Hause zurück, seufzte und betete, aber ermannte sich und arbeitete wieder.

Dieses von so vielen Prüfungen geknickte Leben verrückte sich keinen Augenblick aus seinem festbestimmten Gleise. Was aber in der Seele des Gatten und Vaters vorging, weiß Gott allein! Der Mensch, der Staatsbürger blieben unverändert.

Wahr ist es, im spätern Alter, als ihm jeder Trost dahingeschwunden und die Welt sich so verändert hatte, daß er sie kaum wiedererkannte, neigte Herr Matthäus ein wenig sein graues Haupt, wurde trauriger, trübfinniger, aber im Innern blieb er doch, was er gewesen; ein Mann, den Nichts zu brechen vermochte; denn es wohnte in seiner Brust das, was allein uns aufrecht erhält und schützt: ein stets unerschütterlicher Glaube.

Das achtzehnte Jahrhundert, von welchem er einen Theil als reicher Mann durchlebt hatte, war an ihm vorübergegangen, man kann sagen, ohne daß er es bemerkte, ohne daß es ihn im mindesten berührt hatte. Den schlimmen Theil desselben sah er nicht, an dem guten nahm er thätigen Antheil, und an die Verderbniß desselben wollte er nicht glauben; nie wollte er zugeben, daß es so gewesen war, wie es in der That gewesen. So hatte er unbesudelt eine Zeit voll Schmutz durchlebt und trat rein in eine neue, gleichfalls ihm unverständliche, gleichfalls fremde.

Er konnte auch gar nicht begreifen, was und weshalb es geschah, warum die Welt in ihren Angeln erbebe,

warum die Menschen neue Wege, der Geist Schwingen zum Fluge, die Hände neue Arbeit und die Brust neue Hoffnungen suchte. Das, wovon er selbst Zeuge gewesen war, hatte ihn mit der Ueberzeugung von seiner Dauer durchdrungen, er konnte nicht eingestehen, daß, was ehemals gelebt, sich überlebt habe und gestorben sei.

Er glaubte an die Nothwendigkeit des Fortbestehens der ganzen Vergangenheit und schien, wenn er von Hause fortritt, immer bereit, dem Herrn Wojewoden oder einem Fähnlein Panzerreitern zu begegnen. Ach, lange war das Alles mit den Herbstblättern gefallen, war wie Schnee dahingeschwunden, aber wenn Jemand den Bannerherrn davon überzeugen wollte, so schüttelte er das Haupt, drehte den Schnurrbart, lächelte nur, und, ohne es der Mühe werth zu achten, sich in Worte einzulassen, fluchte er zuweilen nachdrücklich oder zuckte die Achseln, biß sich auf die Lippen und ging eilig davon.

Selten verreiste er von Hause und empfing nur wenig Gäste bei sich, denn seine Altersgenossen hatte der Friedhof, einen nach dem andern, aufgenommen, und so zuletzt vereinsamt und verbüßert beschuldigte er deshalb Niemanden als sich selber und seine vorgerückten Jahre.

Wer wird den Alten besuchen wollen! sprach er. Doch Gott hat es weislich so eingerichtet, daß sich nur Wenige um das Greisenalter versammeln, denn das ist die hochfeierliche Zeit der Vorbereitung auf den Tod und das zukünftige Leben. Der Mensch ist da nicht mehr unterhaltend für die Andern, er muß an den Herrgott denken und in der Kirche sitzen.

Schon öfters hatte unser Bannerherr davon gesprochen, in das nächste Städtchen ziehen zu wollen, allein die Umstände erlaubten ihm nicht, sein Gut zu verlassen. Sein einziger lebender, naher Verwandte und einstiger Erbe war der Sohn seines Bruders; aber das war noch ein ganz junger Mensch und gar nicht nach dem Geschmacke des Alten. Dieser wollte ihm daher das Gut noch nicht übergeben.

Es schien, als ob das Schicksal keinen sonderbareren Gegensatz hätte schaffen können, als indem es diese beiden Menschen zusammenführte. Der junge Adolf war zwar nicht schlechter und nicht besser als die meisten unserer jungen Leute und erwuchs sogar nicht einmal zu einem Originale; er besaß ziemlich viel Verstand und Mäßigung, und doch erschien er den Augen des Bannerherrn fast wie eine Mißgeburt, denn alle Fehler, die Adolf mit dem Zeitalter gemein hatte, hielt der Greis für individuelle Untugenden.

„Der liebe Gott hat mich mit diesem Jungen gestraft!“ pflegte er zu sagen. „Es giebt keinen zweiten solchen mehr in der Welt! Gott weiß, wie und woher er so geworden. Ich behaupte nicht, daß er böse sei, aber sagt, was stellt er eigentlich vor? Das Franzosenthum ist uns in's Haus gerathen und das war sein Verderben. Das machte aus ihm ein wunderliches Wesen, das nicht Fleisch, nicht Fisch ist; ich würde ihn nicht als zu meiner Familie gehörig anerkennen, wenn ich nicht wüßte, wie nahe er mir steht.“

Und der Bannerherr zuckte die Achseln, und wollte man ihm versichern, daß jetzt alle jungen Leute so wären, ja, daß man noch viel sonderbarere finden könne als Herrn Adolf, so wollte er es nicht glauben.

„Ihr wollt mich damit nur trösten,“ sagte er, „aber das ist vergebens! Denn wenn Alles auf solche Manier verwandelt werden sollte, dann würde den Menschen nicht mehr viel zum Leben übrig bleiben.“

Im Größten wie im Kleinsten hing der Bannerherr mit unbegreiflichem Starrsinn an den alten Gebräuchen, der ganzen Welt zum Trotz, und als ob es für ihn die Erfüllung einer heiligen Pflicht gälte. Gar manches Mal belächelte man ihn freilich dafür.

„Lacht euch gesund, junger Herr!“ sprach er dann in voller Ruhe, „ihr werdet mich in meinen alten Tagen nicht mehr umarbeiten.“

So waren denn sein Haus, sein Leben und seine Sprache Reliquien der Vergangenheit, an denen Niemand etwas antasten durfte, so lange der Bannerherr lebte. Obgleich Vieles davon schon schwer zu begreifen und außer Gebrauch war, so erhielt es sich doch Alles nach der guten alten Mode. Das Herrenhaus, wie ehemals mit Zimmern in einer Flucht, mit Seitengemächern, Alkoven, einer kleinen Apotheke, einer ungeheuren Hauptflur. Im Hofe einen Pfahl für die Reiter, der noch drei Ringe hatte, obgleich man dort außer gelegentlichen Boten jetzt schwerlich noch Reiter sah. Im Stalle standen Reitpferde in Bereitschaft, als ob Adolf sich einst equipiren sollte, um zu der Fahne des Wojewoden zu stoßen.

Die Sättel, welche noch bei feierlichen Gelegenheiten dienen mußten, waren von Sammet und Gold; dem entsprechend waren die Pferdegeschirre und die Waffen. Die Garderobe des Alten war groß und kostbar; Pelzröcke noch vom Urgroßvater her, Delien, *) die vielleicht noch der Bagellonen gedachten. Die Dienstboten waren alt oder doch von Alten ausgelernt, und es waren ihrer mehr als nöthig. Der Tisch schien immer Gäste zu erwarten; der Wirth selber schien zu horchen, von wo sie kommen würde die Aufforderung zum allgemeinen Heerbann, stets bereit zum Aufsitzen auf den Sattel, neben dem die beiden Streitärte hingen.

Ich sage schon nichts von den Feiertagen, von den einheimischen Kirchenfesten, denn die wurden mit einem uralten Ceremonial begangen, von dem man auch nicht um ein Haar breit abschneiden durfte.

Der Alte bewegte sich in dem Allen wie eine lebendige Mumie, ohne sich auch nur um eine Linie von seinen Gewohnheiten abbringen zu lassen. Alles, was ihn umgab, nahm allmählig andere Formen an, so Sprache wie Sitte, er aber beharrte bei seiner eigenen. Keine andere als die Landessprache und die lateinische mochte er ausstehen; er schüttelte den Kopf über die französische, rümpfte die Nase über die deutsche, und war von andern die Rede, so fiel er dem Sprechenden in's Wort:

„Zum Teufel, was soll das einem Edelmann?“

*) Delia, der mit Zobelpelz gefütterte und verbrämte Staatsmantel der polnischen Edelleute und Magnaten.

Anfangs war er stets bei den Wahlen und Vorber-sammlungen gegenwärtig gewesen, war mit Küche und Hofstaat gereist, hatte traktirt, das große Wort geführt und etwas lustig gelebt, aber da es ihm schien, als ob sich das ändere und stiller werde, hörte er auf daran Theil zu nehmen.

„Was soll ich dort?“ sprach er achselzuckend.

Es traf sich zuweilen, daß irgend ein Neugieriger ihn besuchte, um diese Trümmer des großen Schiffbruches zu betrachten, gerade wie ein Reisender, der noch keine Eskimos gesehen, begierig ist, sie kennen zu lernen. Der Alte nahm Jedermann freundlich, aber mit einem gewissen spöttischen Lächeln auf und betrachtete seinerseits diese Erscheinungen mit einem eben so regen Interesse, denn obwohl er sich mit der neuen Welt nicht vertragen konnte, so war er doch neugierig auf sie.

Fremdländische Sitte, Politur und ein noch so hochgeschraubter Ton der Geringschätzung vermochten ihn nie in Verwirrung zu setzen, ihn aus dem Felde zu schlagen oder seiner selbstbewußten Würde zu berauben. Wer gekommen war seiner zu spotten, fuhr stets nach kurzem Kampfe gebemüthigt, gedankenvoll und verwirrt wieder von dannen. Es war, als besäße der Blick des Greises eine magnetische Kraft, die Jeden beherrschte, der sich ihm näherte. Niemand wagte es, rücksichtslos auf ihn einzureden, Niemand erkühnte sich, ihm zu widersprechen, so sehr fühlte Jeder in der Seele, daß er aus einem solchen Kampfe nicht ohne Nachtheil hervorgehen würde.

In seinen letzten Lebensjahren wurde der Bannerherr immer schweigsamer, nachdenkender und ließ nur ungern Jemand vor sich.

Wurden ihm Gäste angesagt, so ergriff er im ersten Augenblicke freudig die Rolle des Wirthes, doch bald ließ er die Arme sinken und ging seufzend, um die Gäste zu unterhalten und ihnen zerstreut zuzuhören.

In der Absicht, den Greis ein wenig zu zerstreuen, schaffte Adolf Bücher herbei, eine sorgfältige Auswahl alles Dessen, was seiner Ansicht nach am besten das verflossene Jahrhundert schilderte; allein der Bannerherr wollte sie nicht lesen. „Das sind Possen!“ sagte er, die Bücher zurückschiebend, „ich lese im „kleinen Altar“ und im „Tacitus“, mein Herrlein; doch die Scharfeken, die der Junker mir da brachte, die mögen wohl für ihn passen, aber nicht für mich!“

Adolf, überzeugt, daß er den Alten schon überführen werde, wenn derselbe ihm nur erst Gehör gäbe, begann ihm Proben aus jenen Büchern laut vorzulesen. Der Bannerherr ging zuhörend, zuweilen achselzuckend auf und ab, sagte aber Nichts.

Endlich jedoch entfuhrn ihm die Worte: „Laß das, Junge! mache mir mit dem Zeuge da den Kopf nicht wirre!“

„Das sind aber doch Bilder aus jener Zeit, die der Großvater repräsentirt und deren Dahinschwinden er so sehr beklagt.“

„Ja, ja! so wie Er, Herr Junker, ein Bild und

Vertreter der Zabierza's ist! Durch Eure konterfeiten Zupane gucken allenthalben die Schöbe der knappen deutschen Fräcke hervor. Zum Henker auch! Ihr und diese Zeiten verstehen, Ihr und diese Zeiten schildern! Ha, ha, wenn Ihr in diesen Zeiten leben würdet, das möchte Euch spanisch vorkommen! Ha, ha, Spott, lächerliche Sündelei eines stümpernden Kirchenmalers, der den Abraham mit dem Isaaß, Gott weiß in was für einer Manier, aber freilich keck genug hinkleckst! Eure besten Gemälde sind immer noch Karrikaturen, glaub' mir's! Drum laß mich ungeschoren!“

„Und was wäre im Stande, uns die Vergangenheit wieder vorzuführen, wenn Das nicht?“

„Was?“ rief der Alte, „Nichts! und wieder Nichts! — Wenn Gott Etwas vom Antlitz der Erde weglöschen will, so verlöscht seine Hand auch das Bild und Andenken desselben, und es bleibt Nichts zurück, als ein Grabhügel und die Trauer. Ihr schildert die Vergangenheit, sowie die Jesuitenschüler die Judith und den Holofern, die sie in der Sprache Virgils reden ließen. Lesen mir der Junker lieber anderes dummes Zeug vor, das mich wenigstens nicht aufbringt.“

Der Alte nahm auch kein Buch, wenn's nicht ein altes war, zur Hand; und weil er gewiß Alles besser wußte, sich an Alles besser erinnerte, als die, welche es beschrieben hatten, konnte er die erdachten Beschreibungen, die errathenen Schilderungen nicht ausstehen.

In der Nähe lebte ein verarmter Edelmann, ein ehe-

maliger Gerichtsbote des Reiches, *) ein Landwirth ohne Wirthschaft. Er war eine komplette Mumie, verschrumpft, hager, lang und wahrscheinlich in gleichem Alter mit dem Bannerherrn. Mit ihm allein mochte der Letztere umgehen; mit ihm spielte er Mariage, zankte sich und ließ ihn später nur selten in seine Hütte heimkehren.

Herr Puciatynski machte es sich zu Nutze, daß er in Zabierza nöthig war, denn ohne ihn langweilte sich der alte Herr. Gott weiß, wie sehr er denselben für seine ihn belagernden Familie ausbeutete, aber dafür erfüllte er auch, wie gebühlich, alle Pflichten eines rückfichtsvollen Gesellschafters.

„Besinnt Ihr Euch noch, Puciatynski,“ pflegte der Bannerherr zu sagen, „wie der Sohn des Kastellans, der sich um das Fräulein Tochter des Wojewoden bewarb, mich ausandte, um die Sache in Wichtigkeit zu bringen, weil er wußte, daß ich beim Wojewoden wohl gelitten war?“

„Wie sollte ich nicht, Excellenz! Das war im Jahre . . .“

„Ach was!“ unterbrach ihn der Alte, „Ihr könnt das doch nicht gedenken!“

„Im Gegentheil, sehr gut!“

„Du lügst, Bruderherz! Du warst damals schon in Weißrußland. Der Sohn des Kastellans heirathete im

*) Im Originale: Wozny — lateinisch: Ministerialis generalis regni providus, ein Amt, zu welchem nur Edelleute zugelassen wurden.

Jahre 1790 in Septembri und Du bist hier, arm wie eine Kirchenmaus, in April 1792 eingewandert.“

Und in solchen Fällen mußte Herr Puciatynski den Schnurrbart streichen und stillschweigen. Man hätte ihn sehen sollen, wenn er die Erlaubniß zum Sitzen erhielt, wie er sich da nur auf die Stuhllecke niederließ oder dicht an der Thür blieb, wie demüthig er war; aber sowie der Bannerherr seiner Ehre zu nahe trat, da stellte er sich wie toll auf die Hinterfüße und machte nicht viel Federlesen. Das verdachte ihm der Alte aber durchaus nicht, sondern sagte dann nur: „Wer sein Kleinod nicht achtet, ist dessen nicht werth! Adliges Blut, mein Guter! Warum sollte er das seine verleugnen?“

Endlich wurde es Zeit für Herrn Adolf, sich zu verheirathen. Er war auf ein paar Jahre in's Ausland gereist, dort hatte er eine deutsche Grafentochter kennen gelernt, die zwar aus großem Hause, aber arm war; er hatte sich bis über die Ohren in dieselbe verliebt, sich erklärt und war nach der Verlobung zum Bannerherrn zurückgekehrt, den er als einziger Erbe seines Vermögens um Erlaubniß und Segen angehen mußte.

Aber es machte viele Schwierigkeiten, ehe man demselben die Sache vorstellen konnte. Er hörte Alles geduldig an, begann jedoch dabei den Kopf zu schütteln.

„Ein deutsches Grafenfräulein!“ sagte er halbblaut, „wer zum Henker weiß, ob sie überhaupt aus adligem Geblüte ist!“

„O, aus einer solchen Familie!“ unterbrach ihn der Vermittler, „aus dem gräflichen Hause N.“

„Bah! laßt das gut sein, mein Bester! Gebt mir lieber das Wort, daß es nicht irgend eine Köchin ist. In Deutschland sind sie ja alle Fabrikanten! Uebrigens weiß ich nicht, warum man so weit gehen muß, um eine Frau zu suchen, wenn man hier unter so vielen Fräuleins das Aussuchen hat. Das ist ein schlechtes Geschäft, mein Werther! Aber was kann ich Alter dagegen thun? Ihr versteht mich ja doch nicht! Bei Euch ist ein Mensch und noch einer ein Paar, aber mir scheint, um ein gutes Paar zu bilden, müsse man schon gut suchen und nicht den Spazien mit der Schwalbe verschwägern.“

Obgleich Herr Adolf schon dreißig Jährlein hatte, behandelte ihn der Bannerherr doch noch immer wie einen Grünschnabel, und weil der Alte ein hübsches Gut und Vermögen besaß, mußte ihn Herr Adolf mit Ehrerbietung behandeln. Obgleich mit bitterem Gefühl und Zagen mußte er doch nach Zabierza zurück, um dort aufs Neue die Rolle des Enkels zu spielen.

Was die Wirthschaft und das Geldsammeln betrifft, so hatte der Alte dafür seine eigene Methode. Zu keiner Neuerung konnte er Vertrauen fassen. Er säete, schnitt, erntete ein und verkaufte, niemals jedoch ohne Zuden. Dann verwahrte er den Erlös, daß ihn keines Menschen Auge mehr zu sehen bekam. So häuften sich die Kapitalien. Obgleich er ein bequemes Leben führte, so mußte doch Alles nur vom Gute selber kommen, gekauft durfte Nichts, oder doch nur sehr Weniges werden. Das leidige baare Geld kam nie zum Vorschein, der blanke Groschen war unantastbar, und das ganze Augenmerk

des Alten war nur darauf gerichtet, daß die Wirthschaft sich selber genüge. Rindfleisch war nur dann zu haben, wenn der Pächter es zuweilen aus der Stadt mitbrachte, oder wenn man mit einem Nachbar zusammen ein mageres Dechlein geschlachtet hatte. Geflügel und Rauchfleisch vertraten die Stelle des Schenbratens. Alles Getränk wurde im Hause gebraut oder gegen Getreide eingetauscht. Fast Nichts ward gegen Baarschaft gekauft. Was für's liebe Geld angeschafft werden mußte, wurde so sparsam ausgegeben, so genau gewogen und gut verschlossen wie Saffran. Uebrigens litt bei dieser Sparsamkeit Niemand Mangel, denn unsere ländlichen Wirthschaften haben das Gute, daß sie die nöthigsten Lebensbedürfnisse alle gewähren. Es war jedoch auch hierin kein unnöthiger Ueberfluß, und nur zu großen Gallen und Festtagen erlaubte man sich eine Ausnahme, dann freilich wurde auch in Nichts gespart.

Für einen Gast mangelte es nie an Etwas, selbst wenn er Vogelmilch verlangt hätte. Er wurde so aufgenommen, wie es heutzutage nirgend mehr geschieht und Niemand mehr aufzunehmen versteht. Aber die Gäste waren rar, und so kam es denn, daß, obgleich das Dorf klein und die Einkünfte schmal waren, das Geld sich dennoch sammelte. Das ganze Geheimniß bestand darin, daß das einmal Eingekommene nicht wieder ausgegeben wurde.

Wohl seit dreißig Jahren hatte sich Nichts, weder im Hause, noch am Anzuge des Bannerherrn geändert. Nichts war hinzugekommen und doch ließ sich auch kein

Mangel an irgend Etwas spüren. All' das Alte erlangte immer mehr Rechte auf Anhänglichkeit, denn gleich stummen Zeugen des Lebens stand es stets an derselben Stelle, blieb sich immerdar gleich, schien dem Auge nicht weniger als dem Herzen schon völlig unentbehrlich.

Das Leben floß langsam und gleichmäßig wie der Gang der Uhr und zugleich friedlich dahin. Die Elster und die Rabe prophezeiten Gäfte, die Regenspeiser verkündeten Sturm, die Hähne Witterungswechsel; schlug der Rauch zur Erde, so mußte Regen kommen und flogen die Schwalben hoch, so bedeutete das schönes Wetter. Jede Jahreszeit erfreute durch ihre Wiederkehr und wurde wie der willkommenste Gast begrüßt. Mit verjüngten Gefühlen betrachtete der Greis das erste junge Laub, die ersten Blumen, die erste ihm gebrachte Aehre, so wie die ersten leichten Schneeflöckchen, die auf die Erde niederschwebten. Um Martini besprach er mit Puciathynski alle Winter, welche sie durchlebt, und mehr als eine Thräne mischte sich in ihre Erinnerungen, denn Alles rief dem Alten Weib und Kinder in's Gedächtniß zurück. Um alle Heiligen sprachen sie vom verfloffenen Jahre und am Tage der vierzig Märtyrer gaben sie sich Mühe, das kommende Frühjahr zu prophezeihen. Zu diesen Vorhersagungen, zu diesen Erinnerungen gesellte sich immer eine unverhoffte, von Sehnsucht hervorgelockte Thräne, eine jener trockenen Thränen, die sich bis zur Wimper vordrängt, dann aber von ihr wieder zurück zum Herzen schleicht.

Doch dieser Mann, der Alles verloren, besaß Muth,

jene Gabe des heiligen Geistes, die stärker ist als jeder Schmerz und jede Widerwärtigkeit. Niemals eiferte er gegen die Vorsehung, niemals seufzte er bei den Schlägen des Schicksals. „Gott hat's gegeben, Gott hat's genommen!“ sprach er, und die zuckende, ungeduldige Lippe schloß ein stilles Gebet. Zuweilen gedachte er auch mit schmerzlicher Wollust der Zeit seiner ehemaligen Hoffnungen und seines gebrochenen Lebens.

„Nun, Herr Puciathynski, was meint Ihr, wenn jetzt mein Karl noch lebte! Heute wäre er 32 Jahre alt! Was für ein Prachtmensch würde das jetzt sein! O, er ließ sich in der That zu etwas Ungewöhnlichem an. Ja, ja, dem lieben Gott hat's mal so gefallen! Sein Wille ist heilig. Er hat's gut gemacht, denn was sollten meine Kinder in der Welt von heute? Ich borgte sie nur dem Himmel; Gott ist gut; er wird mir die Meinen einst wiedergeben.“

Der Gedanke an den Tod, welchen wir Schwächlinge von heute, nicht eben christlich, fliehen, er weilte fortwährend im Kopfe und auf der Lippe des Alten. Längst schon trocknete sein Sarg, mit Korn angefüllt, oben auf dem Boden aus, und sein Grab stand schon seit 15 Jahren ausgemauert, während in einem besonderen Kästchen sein Anzug zur letzten großen Reise bereit lag. In einer besonderen Rubrik waren die zum Begräbniß zu verwendenden Dukaten verzeichnet und die gleichfalls in Bereitschaft gehaltenen Todtenlichter waren aus Sparsamkeit stets zur Zeit gekauft, wann das Wachs billig war. Sogar die Dachsen waren schon bestimmt, die den Leichen-

wagen ziehen sollten. Vom Testamente brauchen wir wohl nicht erst zu sagen, wie umsichtig und bedachtam der Greis es niedergeschrieben hatte. Der Rest seines Lebens war nur ein Erwarten des großen Augenblickes, nicht ein gleichgültiges und furchtames, wie das unsere zu sein pflegt, sondern ein muthiges, bewusstes, voll Glauben und Hoffnung.

„Was werdet Ihr denn anfangen, wenn ich die Füße strecken werde?“ fragte er oftmals Herrn Puciathynski lächelnd.

„Wer wird von so Etwas sprechen, Excellenz! Der gnädige Herr wird mich noch überleben!“

„Ach wo doch, Puciathynski! Du bist gut gebürtet und nebenbei ein wenig in Spiritus eingemacht. Ich dagegen bin schon etwas alterschwach und werde täglich baufälliger.“

Puciathynski lenkte dann natürlich das Gespräch auf etwas Anderes.

Aber die Alterschwäche des Bannerherrn würde uns immer noch als Rüstigkeit erscheinen. Er stand regelmäßig täglich früh um 4 Uhr auf, sprach sein Gebet, wusch sich mit kaltem Wasser, und nach dem Kaffee oder Biere nahm er seinen Stock und machte die Runde in der Wirthschaft, es mochte Sommer oder Winter sein. Zuweilen dehnte sich dieser Gang bis zu einer Meile und noch weiter aus. Das Mittagessen nahm er Punkt 12 Uhr ein, eher etwas früher; dann folgte ein kurzes Schläfchen, nach demselben spielte er Mariage mit Puciathynski oder plauderte mit ihm; im Sommer ging

oder ritt er noch auf seinem Klepper spazieren; hierauf folgte ein reichliches Abendessen und das Nachtgebet.

Der Bannerherr saß noch kräftig zu Pferde, ging gern auf die Jagd, und zu Fuß kam ihm kein Junger gleich. Puciathynski begleitete ihn jedoch nie auf diesen Ausflügen. Kamen Gäste, so richtete er sich ganz nach ihnen und es kostete ihn anscheinend keine Mühe. Man hätte dann glauben können, er habe seine täglichen Gewohnheiten auch nicht um ein Haar verändert. Um einen Gast aufzunehmen und zu unterhalten, war er bereit, Bequemlichkeit, Gesundheit und Gewohnheiten zu opfern. Er wurde dann der zärtliche Wächter des Gastes, und wenn auch der Angekommene häufig so vieler Sorgfalt gar nicht werth war, so erfüllte der Alte dennoch seine Pflicht, mehr des eigenen Gewissens als des Gastes wegen.

Auch als Staatsbürger hatte er reine und gesunde Begriffe von seinen Pflichten. Das öffentliche Beste ging bei ihm in Allem dem Privatwohle voran, ausgenommen was die Pflichten gegen Gott betraf. So lange er konnte und noch Hoffnung hatte, nützlich zu sein, suchte er, wo es dem Dienste galt, niemals Ausreden, als: Mangel an Geld, Alter, Strapazen, sondern hielt es im Gegentheil für eine Ehre, seinen Mitbrüdern zu dienen und dankte ihnen für die auf ihn gefallene Wahl und Last, wie für eine Auszeichnung. In früheren Jahren gab es keinen schweren Augenblick, wo er nicht gemeinschaftlich mit Andern mit Geld, Gesundheit und Person eingestanden wäre; nie schlug er ein von ihm

verlangtes Opfer aus. Arg zerhauen, zu Grunde gerichtet, kurirte er sich aus und erholte er sich wieder im Stillen.

Bei allen Tugenden hatte der Bannerherr jedoch auch seine Fehler. Obwohl er im Alter und zu Hause abgekühlt war, so war er doch seiner Zeit ein Kaufbold gewesen und sein Temperament hatte ihn oft zum Dreinschlagen fortgerissen; auch liebte er's zu prozessiren. Er hatte zehn Duelle gehabt und ebenso an zehn Prozesse, die er ganz gut hätte vermeiden können.

Noch im 70. Jahre behauptete er, er wolle sich Jedem stellen, der ihn herausfordern würde, und er hätte es auch sicher gethan, wäre nur Jemand dagewesen, der sich mit ihm hätte schlagen wollen. Aber außer daß Puciatyński ihn, oder daß er den Puciatyński gefordert hätte, mit wem hätte er sich sonst schlagen sollen? Und auf was? Auf Champagner etwa, den der Bannerherr sogar nicht einmal im Namen ausstehen mochte? Zuletzt verlor er auch sein bestes Mittel sich die Zeit zu kürzen, das Prozeßführen. Die Nachbarn gränzten sich ab und so fiel die Veranlassung zum Streiten hinweg. So oft er nun auch nach Tische die alten Akten-Fascikel durchmusterte, nirgends konnte er auf Etwas stoßen, was einen Stützpunkt zu einem Rechtsstreit geboten hätte. Außerdem verminderte sich auch die Lust dazu seit der Zeit, wo in der Prozedur die Abstimmungen und die Repliken aufgehört hatten.

Den letzten Prozeß hatte der Bannerherr wegen anderthalb Ackerbeeten an der Gränze von Zabierza, und der hatte nur zehn Jährlein gedauert. Der Nachbar

hatte das Land schon abtreten wollen, der Bannerherr aber wollte nichts vom Vergleiche hören. Er schlürfte diesen Prozeß tropfenweise und zog ihn in die Länge, um mit ihm zu spielen, wie die Katze mit der Maus, und erst seit der neuen Gesetzgebung stand er vom Rechte wege ab, weil er ihn nicht mehr verstehen konnte.

Für gewöhnlich war er nüchtern und außer einem Gläschen Brantwein vor dem Mittag- und Abendessen pflegte er Nichts zu trinken; selbst dieses Gläschen trank er immer Jemanden zu und wäre es auch nur der alte Martin, sein Diener und Altersgenosse, gewesen. Mit seinen Gästen jedoch trank er sich gern ein Rauschen.

„Gott hat die Getränke nicht umsonst gegeben,“ sagte er oft, „und sie mäßig genießen, schadet nichts. Es liegt ein großes Geheimniß in ihnen und man giebt den Kindern alten Meth, damit sich ihnen die Masern besser auf die Haut werfen, und uns Alten soll er zur Wahrheit verhelfen. In vino veritas! Der Mensch kriecht erst aus der Schale hervor, wenn er sich ein wenig berauscht, denn so ein Berauschter ist besser und aufgeweckter; er rechnet nicht so viel und theilt sich rückhaltloser mit.“

Er hatte einen starken Kopf und nicht leicht war es, ihn zu benebeln; er schlug keinen Kelch aus, und war's ein noch so großer gewesen; er leerte ihn, so oft es verlangt wurde, strich sich dann wohl die Haare in die Höhe, aber der Kopf blieb ihm klar und die Zunge geläufig. Und trank er alsdann nicht weiter, so war's wirklich ein Ende.

Ich sah ihn in seinen letzten Lebensjahren und er machte auf mich einen großen Eindruck. Ich wußte, was für Leiden ihn heimgesucht und erstaunte über die Kraft des wahren Christenthums, welche ihn zur Bewältigung einer solchen Bürde fähig gemacht hatte. So auf dem Grunde der Sehnsucht, den man für die dem Alter eigenthümliche Grundfarbe hätte halten können, zeigte sich dieser Mann stets resignirt, ruhig, heiter; niemals jammerte er, wenn er auch seines Schmerzes nicht vergaß. Alle Andenken an Frau und Kinder wurden von ihm wie Heiligthümer aufbewahrt. Täglich betrat er das Zimmer der Seligen und betrachtete die Wiegen seiner Kinder, als ob er sich die lange Trennung von ihnen durch diese Erinnerungen versüßen wollte. Er sprach von ihnen so, als ob sie noch lebten, und an das künftige Zusammenleben mit ihnen glaubte er unerschütterlich. Er hatte auch noch andere Ursachen zum Kummer und Leid, aber sein Glaube überwand Alles. Seine unbewölkte, hohe, klare Stirn schien die Mauer einer Feste, die durch keine feindliche Kugeln beschädigt worden war; das Alter allein hatte sie durchfurcht, von der Verzweiflung war sie nicht gezeichnet worden.

Wie mußte ihm doch unsere heutige Welt so klein, so lächerlich bedünken, von der Höhe, auf welcher er angelangt war. Schweigend und mitleidig lächelnd blickte er auf sie hernieder. Manchmal in vertrauter Gesellschaft entfuhrn ihm die Worte, wie ein Gewässer, das seine Dämme zerreißt, aber er dämmte sie sogleich wie-

der ein. Wozu das, wozu? wiederholte er, sein Haupt wiegend.

Allmählig gewöhnte er sich an uns und an Alles, was den Zustand der menschlichen Gesellschaft so schnell umgestaltet hatte, und zuletzt wunderte er sich schon über Nichts mehr.

„Ich suche in der Geschichte ein Zeitalter, mein Herr, das dem Eurigen entspräche, und ich würde dann auch leicht die Consequenzen finden. Aber dieses Zeitalter, diese Epoche ist eben ohne Beispiel! Doch Gott weiß wohl, was er thut, und er thut wohl daran, mein Werther, daß er Euch mit der Ruthe der Zucht straft.“

Er war zwar eine Gestalt, wie aus dem Grabe erstanden, die aber doch nicht mit erloschenem Grabesauge die Welt betrachtete, die sich zwar nicht in das neue Leben mischte, aber doch dessen Bewegungen mitleidsvollen Blickes verfolgte.

„In einem Dinge freilich seid Ihr glücklich,“ sagte er zu mir, „daß Ihr von Euch eine so vortreffliche Meinung habt, das ist schon die Hälfte des Glückes, oder vielmehr das ganze. Dieses Zeitalter heißt bei Euch das des Fortschrittes, wohl nur deshalb, weil ihr unaufhörlich von demselben schwaget, denn was die Sache selbst betrifft, bah, bah! so sehe auch ich einen Fortschritt in der Art Stiefel zu nähen, im Brotbacken, im Drehen von Schnürchen und in tausenderlei solcher Narrheiten, ohne die sich die Welt vortrefflich behelfen könnte, und auch wirklich Jahrhunderte hindurch beholfen hat. Aber in der Seele, in den Sitten, im Leben der Menschheit

gewahre ich keinen Fortschritt! Ihr seid von Hochmuth aufgeblasen von dem Schreibalge an, der noch an dem Hemdchen lutscht, bis zum Milchbart, der sich das Kinn schabt, ehe es Noth thut. Das Alles ist schon alt und eingebildet, wenn es nicht die Ruthe hindert. Aber zur Arbeit thun diesen Maulhelden die Händchen weh und die Köpfschen, welche gewohnt sind fremde Angelegenheiten durchzuhecheln, denken nicht an ihre eigenen. Das Ende — Null! Alles endet mit Geschwäg! Was sich aus dem Allen noch entwickeln wird, weiß wohl nur Gott allein, aber ich würde sagen: ein Chaos! Und zum Ueberflusse widert Euch die ganze Vergangenheit an, denn ihr versteht sie nicht. Alles, was war, ist in Euren Augen schlecht. Der Edelmann war Euch nur ein Händelsucher und Adulator der großen Herren, die großen Herren nur käufliche Verräther. Ihr nehmet die Ausnahme für die Regel, das Recht war ungerecht, das Leben einfältig, die Sitten barbarisch und fragt man: weshalb? so wird Niemand eingestehen, daß er das Zeitalter, über welches er zu Gericht geseßen, gar nicht gekannt habe. Eure Urtheile sind deshalb ungerecht, weil die Vergangenheit für Euch ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch ist. Wie von Allem, was geendet, was sich überlebt hat, und mit welchem keine lebendige Verbindung mehr vorhanden; ist nur der todte Buchstabe „Vergangenheit“ geblieben, den Ihr Euch wie jene herkulanischen Antiquitates brockenweise aus der Asche hervorsuchen müßt. In den Büchern ist für Euch nur das Skelett geblieben; das Fleisch und Blut und

Leben, das in demselben wohnte, ist darin nicht mehr vorhanden, mein Herrchen, ja nicht mehr vorhanden! Das ist im Himmel, ja im Himmel!“

„Es mußte auch so sein,“ fügte er hinzu, „wir selbst begannen das Zerstörungswerk und jetzt sitzen wir da wie Kinder, die über ihr zerbrochenes Spielzeug weinen. Wir haben die Henne getödtet, die uns goldene Eier legte. Gott Lob! daß ich nicht mehr viel zu erleben habe, denn mir graut vor dieser Welt. Sind Eure Weiber etwa auch Weiber? oder Eure Kinder wahre Kinder? oder Eure Männer wirklich Männer? Eure Weiber in Hofen, die Cigarre im Munde, so jagen sie zu Pferde mit Windhunden hinter Hasen und Courmachern her. Das Kind sagt jetzt seine Meinung, noch ehe es sprechen kann, und im zwanzigsten Jahre publicirt man Werke. Ha, ha! und die Männer, wenn sie sich den Wanst vollgeladen, qualmen sie diese dummen holländischen Cigarren, die ihnen die Augen schwächen und denken nur daran, woher Geld zu nehmen sei für den Magen und woher den Magen, um das Geld aufzuessen! Was kann aus einer solchen menschlichen Gesellschaft werden? — Ihr sagt, früher war es schlecht, aber seht einmal heute um Euch. In dieser Gesellschaft, wo findet Ihr lebensfähige und Leben erzeugende Elemente? Ich sehe wohl einen Haufen Geschöpfe, aber Menschen zu finden hält schwer.“

„Aber, verehrter Bannerherr, von Zabierza aus gesehen, erscheint die Welt gar zu schwarz; es ist etwas

Galle in diesem Gemälde. Da müßte ja schon die Welt untergehen! — —“

„O, bei der Güte Gottes! untergehen wird sie nicht! Gott hat in seiner Rechten neben den Blitzen auch Wunder; er wird Wunder schleudern wie Blitze, und es wird ihm nur geringe Mühe kosten! Aber sollte die Welt auf diesem Wege weiter gehen, auf dem sie gegenwärtig dahinspaziert, wohin würde man da gelangen? He? Kennt Ihr die Geschichte Roms? habt Ihr den Tacitus gelesen? Laset Ihr wohl das Leben der letzten Kaiser, das Leben jener Menschheit, die solchen Luxus trieb und so ausschweifend war, wie die Eure? Was war das Alles? Das Vorgefühl ihres Unterganges, der Anfang der Fäulniß und Gährung. Auch damals sprachen sie schon von Fortschritt und dachten nur an ihn; auch sie verdamnten die Laudatores temporis acti und sahen auf die Zeit des Romulus von oben herab; denn mein Herr, zur Zeit des Romulus fütterte man noch nicht die Muränen mit Menschen und die Menschen mit Muränen; der Mensch sog damals noch die Milch einer wilden Wölfin.“

„Was für ein Schicksal erwartet dem Europa Ihrer Meinung nach, geehrter Bannerherr?“

„Bah! dasselbe, welches Asien erwartete, als es sich überlebt hatte. Schaut jetzt einmal nach jener Seite hin, wie todt ist es dort, wie öde! Völker, Länder, ja ganze Hemisphären haben ihr Leben und ihren Tod.“

„O das ist schwarz, allzuschwarz, gnädiger Bannerherr!“

„Was? zu schwarz? Ihr möchtet wohl, daß ich Euch die Wahrheit aufputzte wie eine Duhlerin, wenn sie auf Eroberungen ausgeht! O nein! hager, schwarz, schrecklich anzusehen ist Eure Braut! Ihr selbst habt sie Euch mit den Händen Eurer Großväter zu kneten begonnen und Eure Enkel werden sie vollenden.“

Wenn der Alte so ins Sprechen gerieth, flossen ihm die Worte wie ein Strom und bitter, seltsam begann er der Vergangenheit zu gedenken; die Thränen flossen ihm stromweise und die Worte versiegten.

„Wollt Ihr wissen, was ich sah, was ich durchlebte und werdet Ihr's verstehen? Es ist ein Jahrhundert und es scheinen 2 ja 300 Jahre! Ich kann es kaum glauben, daß einige Jahrzehnte die Welt so umzuzaubern vermochten! Wunderbar, ja wunderbar ist die Geißel Gottes! Ich lebte schon in den Zeiten des Verfalles, aber ich erhaschte noch etwas von dem Hauche einer Epoche des Lebens. Wie das vom Sturm getriebte Wasser in entlegenen Buchten noch seine Durchsichtigkeit bewahrt, bis allmählich der Schmutz sich überall hin verbreitet, so blieben auch unsere Küstengewässer lange noch rein. Ach, daß ich aus ihnen noch trinken könnte!“

„Doch weshalb schwagte ich Euch davon? versteht Ihr's denn? Ihr sagt: es sei Alles Unordnung gewesen. Das habt Ihr aus den Schriften gefolgert, und schreit nun wie besessen, und doch kennt Ihr nur das, was aufgezeichnet worden. Wie Euch aber nachher erklären, daß die Schriften lügen, denn nur das Extraordinaire wurde

aufgezeichnet. Niemand dachte daran, das gewöhnliche Alltagsleben zu beschreiben.“

Und der Alte zuckte verächtlich die Achseln. — — —

Sein Tod glich nicht dem Ende gewöhnlicher Menschen. Er hatte ein Vorgefühl desselben, das Gott nur seinen Auserwählten gewährt. Dem Anscheine nach vollkommen gesund, ging er umher, sprach, ordnete Alles an und rüstete sich zur großen Reise. Er ließ den Priester holen, beichtete, hieß die Kerzen aus dem Kofen und den Sarg vom Boden herbeitragen, so wie auch seine Sterbegewänder. Unterdessen scherzte er freundlich mit Puciathński, der auf alle diese Vorrichtungen mit abergläubigem Auge sah.

„Du wirst sehen,“ sprach er, „ich komme um Mitternacht in gelben Stiefeln zu Dir, um Mariage zu spielen.“ Abends legte er sich nach dem Gebete nieder, gesund, ruhig und anscheinend kräftig. Niemand glaubte, daß er sterben könnte — und am andern Morgen fand man ihn entschlummert in seinem Bette, mit einem Lächeln auf den Lippen und dem Kreuzlein in der Hand. — Und als man nun an das traurige Geschäft des Bestattens ging und an Alles, was der Tod Trauriges nach sich zieht, fand man in jedem Winkel solche Ordnung, Alles und Jedes so geregelt und vorbedacht, daß man nach Nichts zu schicken brauchte, selbst an den Nägeln zum Sarge fehlte es nicht.

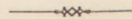
Der Alte hatte befohlen, ihn mit der alten Damascenerklinge seines Vaters zu bestatten, mit welcher er in der letzten Conföderation gebient hatte, mit dem kleinen

Messingkreuz, das er von der Mutter ererbt und mit einem von der Hand seiner seligen Frau genähten Tuche, das sie ihm nach der Verlobung geschenkt hatte. Auch einige Andenken an Kinder und Freunde nahm er mit sich in die Gruft. Zwei Paar schwarze Ochsen fuhren ihn auf einem einfachen Bauerwagen zum Friedhofe hinaus, wo ihn schon längst ein trockenes Grab und ein bescheidener Grabstein erwartete, auf dem nur das Datum fehlte.

Der Greis hatte gehofft, daß dieses Datum wohl von der Hand eines Verwandten hinzugefügt werden würde. Wahrlich, ein kleiner Dienst! — Jetzt sind bereits zehn Jahre seit seinem Tode verflossen, aber weder Adolf noch irgend ein anderer Verwandte hat sich bis jetzt an den Grabhügel begeben und das Datum des Sterbetages hinzuschreiben lassen. Ich sah den Stein, als er schon verblichen und bemoost war, aber noch immer war er ohne Datum.

Gut war's fürwahr, daß der Alte bei Lebzeiten sich selbst einen Stein besorgte! Nach dem Tode hätte er denselben gewiß nicht bekommen, wofern er sich nämlich auf unser Andenken verlassen.

So viel Arbeit haben wir bei unserm Nichtsthun.



Was geschieht nicht Alles in dieser Welt! Wirklich, die Geduld geht Einem aus, wenn man sieht, was die Menschen thun, und hört, wie sie schwagen!

So groß ist das Vergessen von Gott, so groß die Gleichgültigkeit gegen seine Gesetze! O ihr Leute des Verstandes! wahrlich, schwer werdet ihr's vor dem Herrn verantworten müssen, daß ihr so herrliche Gaben, mit denen euch seine Gnade ausgestattet, im Dienste wieder ihn gebraucht habt, daß ihr noch mehr verrücktet gar manchen Hohlkopf, dem ihr allen sittlichen Halt raubtet und der häufig aus purer Furcht, für dumm zu gelten, lieber eure leichtfertigen Grundsätze nachbetete, als sich an dem halten wollte, was ihn der Glauben gelehrt hatte.

Nach der Meinung solcher Leute sind Wunder nur Ausgeburten finsterner Köpfe. „Nachdem Gott einmal die Weltordnung eingerichtet, wird er sie schon nicht mehr ändern! Bete so oft und so viel du willst; was du dir nicht durch den eigenen Verstand und durch deine Arbeit erringst, das wirst du dir auch nicht erbeten! Die Heiligen — das waren rechtschaffene Menschen, welche

sich dem Zeitgeiste und den damaligen Begriffen anbequemten. Die Menschen haben ihnen eine ungewöhnliche, übernatürliche Kraft beigelegt, aber ihre Thaten können vor dem Richterstuhle des Verstandes nicht Stich halten. Die Ceremonien und Sakramente sind heilsame Kirchensatzungen für das gemeine Volk, die ein aufgeklärter Mann achten soll, aber weiter nichts!“ So schwazgen sie über die Weltregierung Gottes, als ob sie fortwährend bei ihm in seinem Rathe gefessen hätten.

Ich habe dergleichen mehr als einmal gehört, aber das machte weiter keinen Eindruck auf mich. Hätte ich als ehrlicher Mann und noch dazu als Edelmann mich dadurch sollen so sehr beherrschen lassen, um abzufallen von Dem, was durch so viele Jahrhunderte, so viele Sagen, so viele weise und wunderthätige Männer, so viele ungewöhnliche Tugenden, so viel unschuldiges Blut vor der Welt beglaubigt worden war? Da hätte ich ja verdient, in ein Irrenhaus gesperrt zu werden!

Zur Zeit der Conföderation von Bar lebte Herr August Sielnicki, der Sohn des Wojewoden von Podlachien. Er war ein Edelmann *comme il faut* und unser Colleague. Die Reise im Auslande hatte ihm freilich den Kopf verdreht, so daß er Alles ohne Noth nur mit dem Verstande ergründen und es uns stets nach seiner Art erklären wollte. Oft setzte er uns dermaßen damit zu, daß wir uns die Ohren zuhalten mußten. Zuweilen wurde er jedoch auch für seine Unarten bestraft. So z. B. las ihm Se. Excellenz der General-Feldmarschall Krasinski für ein derartiges Geschwätz tüchtig die

Leviten. „Und was für ein Prophet sind Sie, daß Sie einen neuen Glauben lehren wollen?“ sagte er einst zu ihm. „Wir bleiben bei dem unsern und schlagen uns für denselben, und wenn Ihnen das nicht gefällt, so gehen Sie nur wieder zum Truchseß von Lithauen *) zurück; da finden Sie Freimaurer und Convertiten genug, die Ihnen nachbeten werden!“

Bei alledem habe ich mich jedoch davon überzeugt, daß dieser Herr Sielnicki nur so zu schwazgen pflegte, um für einen starken Geist zu gelten, aber keineswegs aus wahrer innerer Ueberzeugung.

Auch mit dem Priester Marcus hand er gerne an; dieser pflegte ihn jedoch mit der größten Geduld zu widerlegen. Aber endlich ging ihm dieselbe aus, denn er wollte nicht immer und ewig ein und dasselbe beweisen; wie es denn überhaupt für Jemand, der auf der Höhe der Erkenntniß steht, schwer wird, mit Leuten zu disputiren, die von der Sache nur von ferne haben läuten hören.

Einst forderte Sielnicki nach seiner Weise den Priester Marcus zu einer Disputation heraus und bewies ihm, daß er nur an Gott glaube und an nichts weiter. Marcus suchte ihm anfangs auseinander zu setzen, daß das nicht genug sei. Doch da er sah, daß jener eigensinnig bei seiner Behauptung beharrte, fragte er ihn rasch, ob er schon seit lange nicht gebeichtet habe. Was ihm der Sohn des Wojewoden antwortete, hatte nicht Hand, nicht Fuß; drum sagte Priester Marcus zuletzt: „Morgen

*) Karl Radziwill, der den Beinamen Panie Kochanku führt.

werden Sie in die Kirche kommen und ich werde Ihre Beichte hören! Jetzt gehen Sie nach Hause und bereiten Sie sich auf morgen vor! Das ist besser, als Leuten, die die Sache gründlicher verstehen als Sie, die Ohren mit Dummheiten vollzutrompeten.“ — Sielnicki wurde verlegen, und wir waren neugierig, was daraus werden würde.

Am andern Morgen gingen wir in die Kirche und trafen ihn wirklich beim Beichtstuhle, wo er dem Priester Marcus beichtete. Er disputirte schon nicht mehr mit ihm, sondern schlug sich reuig an die Brust, wie sehr er auch zuvor die Rolle des Freigeistes gespielt hatte. Nun soll man noch Alles glauben, was Jemand von sich sagt. Gut, daß Sielnicki auf einen heiligen Mann traf, der ihn auf den rechten Weg zurückführte. Aber ist es klug, einzig um des Zungenkügels willen mit seinem Seelenheil zu scherzen?

Was mich betrifft, so könnte mich, wenn nicht noch viele andere triftige Beweggründe dafür wären, schon der bloße Blick auf das, was Priester Marcus gethan, davon überzeugen, daß es wirklich Menschen giebt, denen Gott eine übernatürliche Macht verliehen.

Was ich hier beschreiben will, ist allen Zeitgenossen bekannt und es leben noch Viele, die dasselbe von ihren Vätern, welche Augenzeugen davon waren, gehört haben.

Schon insofern war Priester Marcus ein wunderthätiger Mann, als er die stolzesten Herren, die hüzigsten Edelleute durch seinen Rath zu bändigen verstand, und sich solches Vertrauen erwarb, daß nur vielleicht da, wo

er persönlich nicht zugegen war, die Einigkeit unter ihnen gestört wurde. Und was noch wunderbarer! Er bewirkte, daß Alle bei der Sache ausdauernten, obwohl er ihnen durchaus nicht mit eiteln Hoffnungen schmeichelte.

Im Gegentheil, ich habe selbst mehrmals gehört, wie er sagte: Gott werde uns kein Glück geben, wir würden große Niederlagen erleiden, aber man müsse nichtsdestoweniger thun, was Pflicht sei. „Das ist kein großes Verdienst,“ fügte er hinzu, „einer glücklichen Sache zu folgen, denn mit dem Winde kann Jeder segeln. Aber wer sich einer heiligen, wenn auch unglücklichen Sache widmet, den hat Gott lieb und dessen Bemühungen werden nicht verloren gehen, denn Gott wird sie segnen!“ — „O Mensch,“ sagte er in einer Predigt, da man die Nachricht der Niederlage bei Stwolowice erhalten hatte, und als so Viele von den Unfern anfangen kälter zu werden. „O Mensch! ohne Dich hat Gott Dich erschaffen, aber ohne Dich wird er Dich nicht erlösen! Ebenso ist es auch mit unserer Sache. Und wie viele Heilige gab es, die ihr Leben unter Büßungen zubrachten, außer Gott nichts weiter kennen wollten und die doch nicht Ruhe zu gewinnen vermochten und deren inneren Durst Gott doch nicht zu stillen geruhete. Aber sagten sie dann wohl: es giebt keine Rettung, alle unsere Arbeit ist vergebens, wir wollen uns lieber mit dem Teufel vertragen? Nein, meine Brüder! Sie übernahmen noch mehr dieser anscheinend unfruchtbaren Mähen und Gott hat zu der von ihm bestimmten Zeit ihnen Alles reichlich vergolten. So ist es auch mit uns! Laßt uns die Widerwärtigkeiten ertragen,

laßt uns arbeiten und immer wieder arbeiten, ohne zurückzuschrecken, weil Gott keinen Trost giebt. Darum wollen wir uns doch nicht mit dem Teufel vertragen. Gott wird für Alles Zeit finden. Und zu sagen, daß ein reines Opfer bei ihm nichts gelte, das ist eine eben so große Lästerung, wie zu glauben, daß es keinen Gott gäbe.“ — Mit solchen Worten entflamte er die bereits erlöschenden Hoffnungen auf's Neue.

Einmal sagte er in einer Predigt (ich erinnere mich nicht mehr bei welcher Gelegenheit): „Ihr Väter,“ sagte er, „spart Euch fast den Bissen vom Munde ab, um für Eure Kinder und Kindeskinde Reichthümer zu sammeln, und ich wage nicht, Euch deshalb zu tadeln. Denn auch der Reichthum ist eine Gottesgabe. Nur sammelt auf ehrlichem Wege für Eure Nachkommen, und jede würdige zu diesem Zwecke unternommene Mühe wird Gott segnen. Doch habt auch dieselbe Beharrlichkeit und Geduld in wichtigen Dingen. Ihr erfreut Euch der Hoffnung, daß erst Eure Kinder und Enkel die Früchte Eurer Bemühungen genießen werden, so freuet Euch auch jetzt, da Ihr nur Mühen und Niederlagen erleidet, daß Eure Nachkommen glücklich sein werden, denn wozu sollten ihnen sonst alle die Reichthümer nützen? Denn der ist ja nicht reich, der Etwas besitzt, was man ihm bei der ersten besten Gelegenheit rauben kann.“

Wir hatten unser Lager bei Jedryhów, wo Se. Excellenz Herr Ankwic, der Kastellan von Sandomb, ein würdiger und uns wohlwollender Herr, wohnte. Gott segnete ihn nicht in seinem Sohne, der keineswegs in

die Fußtapfen des Vaters trat. Doch Ruhe den Todten!

Dieser wohlverdiente Senator hatte unsere Anführer zu einem großen Mittagmahle auf sein Schloß eingeladen, und für uns waren Tische auf dem Hofe gedeckt, weil es unmöglich war, uns Alle zusammen unterzubringen. Wir freuten uns in Gott; in dem Saale aber saß mit an der Tafel der Priester Marcus, von welchem Se. Excellenz der Herr Kastellan gar wohl wußte, was für ein Mann das war. Man brachte die Gesundheiten verschiedener Heerführer aus und nach jedem Toaste erschallten Bivats. Zuletzt erhob sich auch Priester Marcus, und den Kelch füllend, ließ er sich also vernehmen:

„Meine Herren Excellenzen, erlauben Sie mir auch eine Gesundheit auszubringen!“ und dabei bat er Alle, ihm in die Thürlaube vor dem Hause zu folgen. Dort erhob er die Augen gen Himmel und blieb so einige Minuten wie in einer Verzückung stehen. Sodann rief er: „Ewige Ehre der heiligen Dreieinigkeit!“ und nachdem er den Kelch geleert, segnete er mit demselben eine Wolke, welche über uns hing. Augenblicklich fing es an zu blitzen und zu donnern. Es folgten sieben Wetterschläge, einer hinter dem andern, so daß wir uns Alle an den Priester Marcus drängten und ihn baten, aufzuhören, indem wir eingestanden, sehr erschrocken zu sein. Da sprach der Priester Marcus: „Fürchtet Euch nicht, meine Kinder! Gott segnet unsere Freude.“ Und nachdem er die Wolke mit dem hölzernen Kreuze gesegnet, das er nebst einem Rosenkranze nach Sitte der Karne-

liter an der Seite trug, zerstreute sie sich sogleich und das schönste Wetter kehrte wieder zurück. Das Alles geschah vor unsern Augen.

Und bei Nieszów gelang es ihm noch besser! Unser Lager grenzte an Rozwadów. Der Feind versuchte, uns aus demselben auszuräuchern und darüber entspann sich ein Treffen. Aber wir begrüßten ihn so nachdrücklich, daß er sich mit Schimpf und Schande in seine Schanzen bei Przeworsk zurückziehen mußte. Wir nahmen mehr als hundert Leute gefangen, nicht zu rechnen die wir todtgeschlagen hatten.

Priester Marcus, zu Pferde, und statt des Säbels das Kreuz in der Hand, befand sich, so lange das Treffen dauerte, überall und war mehr als ein Mal von den Feinden umringt. Er war freilich eine leckere Beute für dieselben, denn sie wußten, was er uns werth war und daß er uns mehr galt, als hundert Kanonen. Sie bedrängten ihn daher auch so hart, daß wenn er und außer ihm einer von unsern Anführern, ja sogar Herr Kasimir Pulawski selber, vor ihnen entflohen wäre, und zwar nach verschiedenen Seiten hin, ich nicht weiß, wem sie am eifrigsten würden nachgesetzt haben.

Aber sie wußten nichts von seiner Heiligkeit, vielmehr glaubten sie, daß der Teufel ihm diene und auf seinen Befehl alle die großen Wunder verrichtete, die sie mit eigenen Augen sahen. Sie also umzingelten ihn und wir suchten ihn tapfer zu beschützen. Da sagte er: „Achtet nicht auf mich, meine Kinder! sondern thut nur Eure Pflicht; sie werden mich heute nicht überwältigen.“

Wir gehorchten ihm, und wie hätten wir einem solchen Manne nicht gehorchen sollen? Und das gereichte uns zum Nutzen. Denn viele von den Feinden drängten sich an ihn wie die Schafe, und wir hieben sie nieder ohne Widerstand. Diejenigen aber, welche auf den Priester eindrangen, um ihn gefangen zu nehmen und mit dem Bajonette nach ihm stießen, trafen an seinem Gewande vorbei nur in die leere Luft, und Marcus lachte, daß der Feind vor Zorn fast den Verstande verlor. Und zuletzt, da sie sahen, daß weder Eisen noch Blei ihm schadete, daß aber auch er ihnen selbst kein Leides that, so versuchten sie, ihn mit den Händen zu packen, zumal da Marcus' Pferd nicht eben rasch und er selbst, nach Art der Priester, nur ein lateinischer Reiter war. Aber so oft sich ihm einer in dieser Absicht näherte, segnete er ihn mit dem Kreuze und bauz! fällt jener zu Boden, so lang er ist, und das ledige Pferd geht durch, aber nicht zurück zu den Ihrigen, sondern zu den Unseren. Und so streckte Marcus mehr als zehn in den Sand, daß Jeder von ihnen, obgleich er ohne Schaden wieder auf die Beine kam, doch sein Pferd einbüßte.

Da erst begannen sie Hals über Kopf zu den Ihrigen zurückzulaufen und wir ihnen nach, so daß, wenn nicht ihre verdammten Kanonen gewesen wären, wir gewiß sogar ihr Lager genommen hätten.

Aber noch nicht genug! Wir kehrten mit Ruhm und Beute zu den Unseren zurück. Herr Kasimir Pulawski ließ den Zapfenstreich blasen, und nun durfte Niemand mehr das Lager verlassen. Er selbst aber zog sich

mit Herrn Górecki, der als Quartiermeister nicht von seiner Seite wich, in sein Zelt zurück. Er schickte sich bereits zum Schlafengehen an, da trat Priester Marcus, nachdem er am Lagerfeuer aus dem Breviarium sein Gebet verrichtet hatte, in das Zelt unsers Anführers. Da er diesen schon auf dem Felddette fand, sagte er:

„Verzeihen Sie, gnädiger Herr Starost, daß ich Sie noch so spät belästige, aber ich wollte Sie um eine große Gefälligkeit bitten.“

„Sprecht, Priester! Was wir haben und was mein ist, steht Euch zu Diensten.“

„Erlauben Sie mir aus dem Lager zu gehen.“

„Und wohin wollt Ihr denn?“

„Ich muß auf der Stelle in das feindliche Lager.“

„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Was habt Ihr dort zu schaffen?“

„Etwas sehr Wichtiges, Herr Starost! denn Gott hat mich geheissen, dorthin zu gehen; aber er erlaubt weder das Kloster ohne Wissen des Priors, noch das Lager ohne Wissen des Feldherrn zu verlassen. Gott hat mir so eben offenbart, daß im gestrigen Treffen einer von ihren Obersten eine tödtliche Wunde empfangen hat und noch vor Tagesanbruch sterben werde. Er ist unseren Glaubens und obgleich er unter ihnen verstorben wurde, so hat ihm doch der gütige Gott vergönnt, nach einem Priester zu verlangen. Ich muß ihn zum Tode vorbereiten.“

„Mein Priester! Ihr kennt Eure Pflicht besser als ich; aber erlaucht mir Euch zu sagen, daß es fast

drei Meilen bis zu ihrem Lager sind. Wenn er noch vor Tage sterben soll, so würdet Ihr, auch wenn Ihr noch so schnell liefet, dort nicht zur Zeit ankommen. Dem Leichnam würdet Ihr nichts mehr helfen können und nur selbst in Hände fallen, die Euch martern werden. Hol' ihn der Teufel und geht lieber schlafen!“

„O, so darf man nicht sprechen, Herr Starost! Unser Herr Jesus hat sich eben so gut für diese Sünder, wie für uns martern lassen! Und da ich wenig Zeit habe, so gehalten Sie sich wohl! Wenn Gott mir befohlen hat, ihm zu folgen, so wird er mir auch beistehen, daß ich noch zur Zeit komme, und morgen werde ich schon wieder die heilige Messe in unserm Lager abhalten.“

„Aber werdet Ihr auch wirklich zurückkehren?“

„Um welche Stunde befehlen Sie mir, die heilige Messe zu verrichten; ich werde da sein! Wann wäre ich Ihnen jemals ungehorsam gewesen?“

„Wenn es so ist, so mögt Ihr mir morgen um acht Uhr Eure Rückkehr melden. Geht nun mit Gott, wohin er Euch führen wird; aber denkt daran, daß Ihr mich in großer Unruhe zurücklaßt. Nehmt wenigstens eins von meinen Pferden, denn mit Eurem Klepper werdet Ihr nicht weit kommen.“

„Ich werde zu Fuß gehen! Lassen Sie mich nur durch die Vorposten hinausführen, daß mich Niemand aufhalte; denn hier haben Sie nur zu befehlen.“

„Herr Johann (so wandte sich Herr Pulawski an Herrn Górecki, der bei dieser Unterredung anwesend war) laßt den Priester Marcus zum Lager hinaus geleiten.“

Aber Herr Johann, der gern Alles selber that, wollte auch dies selber thun, um sich bei dieser Gelegenheit auch zu überzeugen, ob die Wachen ihre Schuldigkeit thäten.

Als nun Priester Marcus bei der letzten Schildwache angelangt, segnete er seinen würdigen Führer und dieser hatte ihn, da es finster wie in einem Sacke war, bald aus den Augen verloren.

Wie er dorthin kam, das ist nur ihm und Gott bekannt, genug, daß trotz der Wachen im feindlichen Lager diejenigen, welche gekommen waren, um den sterbenden Oberst zu besuchen, zu ihrem großen Erstaunen einen Priester bei dem Kranken fanden, welchem der letztere mit größter Frömmigkeit und Zerknirschung zuhörte. Aus unwillkürlicher Achtung blieben sie am Eingange des Zeltes stehen, um die Betenden nicht zu stören. So rettete Priester Marcus nach dem Willen des Gottes, den er mit sich gebracht hatte, die Seele des Kranken und versah denselben mit den Sakramenten. Nicht eher verließ der Priester den Sterbenden, bis dieser den Geist aufgegeben hatte, was freilich bald geschah. Jetzt erst traten die, welche das Zelt umringt hatten, an Marcus heran. Man hatte ihn inzwischen erkannt, denn unter ihnen befanden sich auch solche, die er, das Kreuz über sie schlagend, vom Pferde gesetzt hatte. Zudem war Priester Marcus' Namen bekannt genug unter ihnen.

„Ha, da bist Du ja, der Du den Teufel auf uns hetztest; wir wollen sehen, ob sie Dich auch jetzt unsern Händen entreißen können.“ Dabei näherten sie sich ihm,

aber mit einer gewissen Furcht. Als er jedoch weder vor ihren Augen verschwand, noch Jemandem ein Leides that, so machten sie sich an ihn und packten ihn. Da war die Freude groß, daß es ihnen gelungen war.

„Also nicht immer dient Dir der Teufel?“ sagten sie. Im ganzen Lager war Freude über einen solchen Gefangenen. Man wollte ihn sogleich nach Lemberg senden, band ihm deshalb Hände und Füße und setzte ihn auf einen Wagen zwischen zwei Korporale, die erfahrensten, die man finden konnte. Fünfzig Reiter umringten den Wagen, auf daß ihn Niemand zu Gesicht bekäme und ihn zu befreien versuchte. Doch war diese Vorsicht überflüssig, denn zwischen Lemberg und Przeworsk befand sich kein Mann von den Unsrigen. Aber freilich, die Furcht hat große Augen.

Priester Marcus hatte keine Lust, mit seinen Begleitern zu sprechen, aber sie banden fortwährend mit ihm an, denn es war eine Sage unter ihnen, daß, wenn er in Nachdenken versinke, er mit dem Teufel spreche und sich in einen Vogel verwandeln könne. So oft er also nachdenkend wurde, zerrten die Korporale an ihm herum, damit er ihnen nicht davon fliege und hielten ihn mit den Händen fest, daß er blaue Flecke davon bekam.

Sie fuhren auf dem Wege nach Lemberg. Doch kaum hatte es sieben Uhr geschlagen, so traf das Commando und der Wagen wo ein . . .? vielleicht in Lemberg? Ganz und gar nicht! Sie fuhren vielmehr schnurstracks nach unserm Lager, wo an diesem Tage gerade die Leute des Herrn Franz Dzierzanowski die Wache

hatten. Die Korporale kamen erst wieder zu sich, als schon der Oberst herantrat, um den Priester zu begrüßen und auf sie deutend mit donnernder Stimme ausrief: „Reißt mir augenblicklich diese Schurken vom Wagen!“

Die Reiter waren inzwischen entflohen, was die Pferde nur laufen konnten. Der Oberst, welcher sich von seiner Klinte nie zu trennen pflegte, gab Feuer; aber er schoß fehl. Jetzt befahl er, ihnen nachzusetzen, aber ehe sich die Unseren sammelten, waren die Reiter ihnen schon aus den Augen verschwunden. Wohl nur der Wind hätte sie einholen können, so schnell jagten sie von dannen. Die Korporale jedoch ließ der Oberst vor Herrn Pulawski führen, der auf den Lärm des Schusses auch schon von selbst herbeikam, um sich zu erkundigen, was das bedeute. Wir hatten ihn dahin begleitet. Dort erkundigten wir uns nach Allem und sahen, wie die Korporale gebunden und beschämt dastanden, und sich nach allen Seiten mit verwirrten Blicken umschauten, so daß sie mehr Thieren als Korporalen ähnlich waren.

Da sprach Priester Marcus zu Herrn Pulawski: „Ich bitte Sie, Herr Starost, lassen Sie meine Führer losbinden und in Freiheit setzen, denn sie haben gewissermaßen ein Recht auf meine Dankbarkeit, weil sie mich hierher gefahren haben.“ — Und da bei uns Niemand dem Priester Marcus widersprach, so befahl der Herr Starost sie frei zu lassen zum großen Bedauern des Obersten Dzierzanowski, welcher durchaus beweisen wollte, daß die Gefangenen seine Beute seien und daß sie folglich ihm gehörten. Aber Herr Pulawski machte kurzen

Prozeß. Man ließ sie frei, wie es Marcus verlangt hatte. Da fielen sie Allen zu Füßen, erst aber dem Priester Marcus, indem sie ihn um Verzeihung baten, daß sie es gewagt hätten, sich an einem Wunderthäter zu vergreifen. Darauf aber begannen sie mit Thränen in den Augen ihn zu bitten, er möchte ihnen doch seine Mütze schenken. Sie würden dieselbe unter sich theilen und sich so vor der Strafe schützen, die ihrer im Lager für die Nichtausführung des ihnen gegebenen Befehls wartete. Priester Marcus konnte es ihnen nicht abschlagen und gab, was sie verlangten. Aber kaum hatte er sich entfernt, um sich zur Messe vorzubereiten, so befahl Herr Franz Dzierzanowski, ihnen die Mütze wieder wegzunehmen. „Und warum,“ sagte er, „sollten wir diesen Kerlen Waffen gegen uns selber in die Hand geben?“ Er nahm den Korporalen auch den Rapport ab, welchen sie bei sich hatten, aber sie selbst ließ er frei, wie es ihm befohlen war.

Wie wir später erfuhren, hat man das Kommando und die Korporale in ihrem Lager gar übel traktirt, und damit endete die Sache. — Aber was für Albernheiten standen in jenem Rapporte! Man würde es kaum glauben, mit welcher Beschränktheit und Hartnäckigkeit wir zu thun hatten.

Ein solcher Mensch war Priester Marcus, dessen Prophezeihungen noch jetzt unter den Leuten umgehen und dessen Namen mit unserer Konföderation zu Bar so verbunden ist, daß, wer gewissenhaft und gut unterrichtet, über die eine sprechen will, auch des Andern Erwähnung thun muß.

Man wird zwar Leute finden, die, wenn sie das hören, die Achseln zucken und uns bedauern werden, daß wir gewagt haben, so Etwas zu erzählen. Doch wogegen erheben die Leute keinen Widerspruch? Daran liegt auch wenig. Schwer hält es, dasjenige nicht zu glauben, was man nicht allein, auch nicht im Traume, auch nicht in der Fieberhitze sah, sondern in Gegenwart so vieler Zeugen bei hellem Tage, bei guter Gesundheit und bei vollem Bewußtsein. — Ich gebe wenig auf die Meinung jener Weisen, und unter uns gesagt! ich bemitleide sie und werde nicht aufhören, den Herrn der Herren zu loben, der durch seinen Diener Marcus so große Dinge vollführte.

**Ein Vorfall, den ich mit eigenen Augen angesehen
und der zwar in der That unbedeutend war, aber
doch großen Schaden brachte.**

Aus den „Schmieralien“ (Ramoty i Ramotki)

von

August Wilkoński.

Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Wagen.

Eine ordentliche und bequeme Britschke findet man auf vielen Edelhöfen gar nicht mehr. Nach einem ordentlich beschlagenen Getreide- und Leiterwagen frage man nicht erst. Aber statt dessen findet man Kasten auf Federn, sollte man auch ein ganzes Viertel des seinem Tode nahen Vermögens dazu aufgewendet haben, oder sollten sie sogar für geborgtes Geld gekauft worden sein. Die müssen sein! Denn jede Gutsbesitzerstochter, die aus guter Familie, von guter „Education“ und heirathsfähig ist, träumt vor Allem von einer Kutsche. Einem Manne, der keine neue Kutsche, Livrébediente und Luxusperde besitzt, würde sie niemals ihre Hand reichen, wenn der Betreffende auch sonst alle Eigenschaften eines achtungswerthen Mannes in sich vereinigte.

Ausnahmen von dieser Regel finden nur Statt aus „verzweifelter Liebe,“ und dann sagt man: „das Fräulein hat ein großes Opfer gebracht.“

Von den Gutsbesitzern spreche ich gar nicht, denn wo gäbe es in Polen einen solchen, der, sollte sein Gut auch nur 3000 Gulden*) reinen Ertrag abwerfen, der, sage ich, sich mit einer Britschke verheirathen würde, d. h. so daß die Frau Gutsbesitzerin (von 3000 Gulden Einkünften) auf einer Britschke fahren müßte. Hat das Jemand schon gesehen und gehört?!

Das hat bei uns noch Niemand verlangt, denn es steht so groß und deutlich wie ein Scheunenthor im

*) d. h. 500 Thaler.

Gutsbesitzercodex der Babinischen Republik*) hoc est der Siemandelbrüderschaft: „Alle Gutsbesitzerinnen sollen, weil sie im Allgemeinen an Spasma und Familien-Hämorrhoiden leiden, sich auf Wagenfedern schaukeln lassen und zwar bei Verlust aller Gutsbesitzerinnen-Illusionen.“

In Deutschland ist das anders! Ein Gutsbesitzer, der 5000 Thaler reine Einkünfte hat, besinnt sich lange, ob er noch ferner in dem alten mit Glanzleinwand bedeckten Kasten fahren soll, oder nicht. Aber ländlich, sittlich!

Bei uns in Polen ist die Kutsche Sitte! Das Babinische Recht spricht dafür; also durchaus: die Kutsche! und sollte es selbst dahin kommen, daß man im Alter zu Fuße reisen müsse, in der Jugend ist die Kutsche unumgänglich nöthig! und zwar ohne alle Rücksicht auf das Vermögen oder die Ungewißheit der Einkünfte, ohne Rücksicht auf das, was künftig und wie es künftig sein wird. Die Hauptsache ist, daß Gutsbesitzerfrauen und Töchter fahren, wenn nicht in einem Landauer mit Glasfenstern, oder, was noch angenehmer, in einer Karosse,

*) Die Babinische Republik ist keine humoristische Erfindung des Autors, sondern wurde wirklich im Jahre 1560 unter Sigismund August von einem gewissen Pizonka gestiftet. Sie hat ihren Namen von dem Dorfe Babin (Altweiberdorf) im Lublinerischen, wo ihr Stifter wohnte. Es war eine Gesellschaft, die es sich zur Aufgabe machte, durch satyrische Diplome, welche sie in sehr rüchhaltsloser Weise Personen übersandte, die hervorragende Fehler hatten, eine öffentliche Sittencensur auszuüben. Daß dagegen der im Text enthaltene Passus natürlich nur Fiktion ist, versteht sich von selbst.

so doch wenigstens in einer Kutsche, sage deutlich in einer Kutsche.

Erzählung.

Auf den Gütern einer Herrschaft, die ehemals groß und reich gewesen, diente fünfzehn Jahre hindurch der Dekonom Raphael, genannt Kufawka (Kufuf).

Nach dem bei uns allgemeinen Gebrauche erhielt er dreihundert Gulden Gehalt und außerdem an Ordinarien 15 Korzec (30 Scheffel) Getreide, ferner Futter für ein Reitpferd und zwei Kühe im herrschaftlichen Stalle. Von dem unbehörnten Viehe und dem Geflügel war im Kontrakt nicht einmal gesprochen worden. Nur mündlich hatte der Herr Kommissarius gesagt: „Das Uebrige könnt Ihr nach Proportion aufziehen!“

Als Raphael Kufawka das Amt eines Dekonomen auf den Gütern des großen Herrn übernahm, besaß er: eine mit Bändern besetzte Kapotte zu hohen Feiertagen, einen mit grauem groben Tuche bezogenen Schafpelz, mit Kalbsleder besetzte Schmutzhosen, eine Garnitur dergleichen aus ungebleichter Leinwand zum Sommer, ein Paar Luchstiefel, etwas Weißzeug in einer eichenen Kiste, eine Piquéweste mit Zinnknöpfen, eine dunkelblaue Mütze mit Schirm, ein Rasirmesser nebst Streichriemen, ein baumwollenes Halstuch (der Taschentücher, Socken und Handschuhe bediente er sich damals noch nicht), einen für 10 Gulden zu theuer gekauften Sattel, eine kurze Peitsche mit Stiel aus Wachholderholz und eine Karbatsche mit einem Rehfußstiel.

Fünf Jahre später besaß unser Herr Kufawka schon mehr als zehn Stück Hornvieh, zwei Wagenpferde und ein Reitpferd, drei gutgefütterte Füllen, eine beträchtliche Heerde ungehörnten Viehes, Geflügel im Ueberfluß, eine zwei- und eine einspännige Britsche, einen Hühnerhund, eine Flinte, eine Pfeife, eine Tabaksdose, auch etwas Möbel im Hause, einige Bilder deutscher Fürsten, einige Kinder und eine Frau, Namens Magaretha.

Zehn Jahre später pachtete Herr Kufawka das Gut Skwarci, trieb einen Engros-Handel mit Spiritus und wurde auf allen Jahrmärkten „wohlgeborener Herr Kufasinski“ titulirt.

Wie sich Kufawka in Kufasinski *) verwandelte und ob es mit Erlaubniß des Heroldamtes geschah oder ohne dieselbe, kann ich nicht sagen. Ich weiß nur soviel, daß ich im Jahre 1840, so gegen den Herbst, einen dicken Gutsbesitzer in Kaczanowski's Erkundigungsbüreau auf der Krakauer Vorstadt sehr eifrig fragen hörte, ob denn die Familiendokumente der Kufasinski's aus Podolien noch nicht angekommen seien.

Im Jahre 1844 im Kreise N. N. im Gubernium N. N. auf dem Edelhofe des Gutes N. N. lag am 10. December, um 4 Uhr Nachmittags, der jetzige Pfandpächter, der wohlgeborene Raphael Kufasinski, im Merinoschlafrock auf dem Sopha und rauchte eine Mischung

*) Der Name Kufawka verräth zur Genüge die nichtadliche Abstammung, während der Name Kufasinski schon durch die Endung alle äußern Zeichen eines adelichen Patronimiums hat.

von Gelb-Virginia und Dreifönig *) aus einer türkischen Pfeife und führte mit seiner sehr geehrten Hausfrau nachstehendes Gespräch:

„Es geht ja nicht um das Geld, meine Seele! Aber man kennt unsere früheren Verhältnisse, und ich gestehe Dir, mein Seelchen! ich würde mich schämen, in einer Kutsche zu fahren, besonders da dieser Kaczanowski mich noch nicht legitimirt hat.“

„Mir scheint, er würde Dich schon legitimiren, wenn Du in einer Kutsche bei ihm vorgefahren kämest.“

„Du sprichst, wie Du's verstehst. In Warschau fahren alle Droschkenkutscher mit Kutschen, und wenn Du einen Gulden zahlst, so kannst Du Dich von einem Schlagbaum bis zum andern in der Kutsche fahren lassen.“

„Um so mehr! Wenn man in Warschau für einen Gulden fahren kann, warum sollten wir hier auf dem Lande nicht in 'ner Kutsche fahren, die wir doch 40,000 Gulden auf Hypothek haben. Aber mit Dir lohnt's sich nicht vernünftig zu berathen! Dir steckt noch immer der Kufawka mit der zweispännigen Britschke im Kopfe. War man unter dem Wagen, so kann man jetzt auch auf dem Wagen sein!“

„Warten wir doch noch, mein Liebchen! Vielleicht ende ich zu Johanni die Geschäfte mit dem Herrn Grafen wegen des Kaufes von Pazdzierz, und wenn wir dann in eine andere Gegend ziehen, werde ich gewiß eine

*) Zwei gemeine Rauchtoback, an denen der Parvenu wohl noch aus alter Gewohnheit den meisten Geschmack fand.

Kutsche kaufen. Ich werde unterdessen tüchtige Pferde dazu aussuchen und auch an ein neues Kummetsgeschirr denken, eben so wie an einen neuen grauen Tuchmantel für Matthäus. Es wäre dann gleich Alles beisammen.“

„Du fährst immer gleich mit Deinen Versprechungen vor, wenn ich Dich um etwas bitte, und doch willst Du nie etwas für mich thun. Alle in der ganzen Nachbarschaft haben Kutschen, sogar die Frau jenes bankerotten Kozigloski paradirt in 'ner Kutsche, und ich, die ich das ganze Leben schwer gearbeitet habe, werde wie ein Narr auf der Britschke fahren! Weißt Du was? Drei Monate lang war ich schon mit keinem Fuße in der Kirche, und das einzig und allein wegen unserer gelben Britschke, auf die schon alle Bettler aus dem ganzen Kirchspiel mit den Fingern zeigen. Aber sollte es mir auch passieren, sogar zu Weihnachten nicht in die Kirche zu kommen, das sage ich: mit unserer gelben Britschke fahr' ich nicht!“

„So will ich sie durch Stephan grün anstreichen lassen.“

„Du bist ein alter Dummkopf und Punktum! Es verlohnte sich auch der Mühe, daß ich Dir den Namen Kufawka ausgefunden habe. Du hättest in alle Ewigkeit ein Kufawka bleiben können.“

„Na, na, meine Theure! Das ist doch des Scherzes zu viel! Ein Dummkopf war und bin ich nicht! Und wenn Du's mit der Kutsche so gar eilig hast, so soll Dich ein Regiment Teufel holen! Ich kaufe Dir die Kutsche, aber krächze mir nun nicht mehr den Kopf voll,

denn dies Jahr hab' ich ohnedies mein Theil. Das Heu ist verkauft, die Gerste ist so rar wie Marzipan und bei alledem hat man nun auch noch die Propination *) gedrückt. Man soll nicht mehr auf Credit ausschenken; das Tanzen nach zehn Uhr ist verboten; der Handel mit Spiritus ist in's Stocken gerathen. Kurz, Alles geht der Quere!“

„Ich habe heut dem Herschel 30 Garnec Spiritus verkauft.“

„Zu wieviel?“

„Zu 3 Gulden 5 Groschen.“

„Daß Du 5 Jahre im Verschneiden lägest! Alle verkaufen ja schon mit 10 Groschen.“

„Aber ich habe zwei Krüge Wasser hineingegossen.“

„Und der Jude hat's nicht gemerkt?“

„Wie sollt' ers gemerkt haben? Ich habe die Gefäße mit Alkoraan ausgeschmiert und so hat der Spiritus wie immer die 11. Probe gezeigt.“

„Nicht Alkoraan, sondern Alkohol. So lern' doch einmal reden, wie sich's gehört!“

„Wenn ich eine Kutsche habe, werde ich auch reden lernen.“

Mariechen, die achtjährige Tochter, brachte in diesem Augenblick die schreiende Raze beim Schwanz in die Stube geschleift, und das Gespräch der Herrschaft

*) Ein Monopol auf den Verkauf von Spirituosen in Schanklokalen, die gezwungen sind, ihren Bedarf aus gewissen Brennereien und nirgend anders woher zu nehmen.

Kufasiński verwandelte sich in lautes Lachen über Mariechens Witz.

Am ersten Weihnachtsfeiertage des Jahres 1844 hatte Herr Kufasiński gleich allen andern Tagen dem Knechte in der Brennerei das Fell gegerbt und machte sich nun an das Messen von 4 Rufen Spiritus, die er noch Abends nach Grochow bei Warschau schicken wollte. Schon hatte sich die Sonne ihrer Mittagshöhe genähert, aber Herr Raphael wirtschaftete noch immer in der Brennerei. Da kam die dritte Magd gelaufen, um zu fragen, ob der Herr in die Kirche fahren werde oder nicht.

„Sage der Madame, ich werde nicht fahren. Ich habe mich in der Rechnung geirrt und muß von Neuem anfangen zu messen.“

„Die Madame bittet, daß der Herr kommen möge, um zu zeigen, wie die Kutschthür aufgemacht wird, denn der Meier Valentin hat den goldenen Knopf abgedreht.“

„Möge der Kerl die himmlische Klarheit nie erblicken! Wer hat dem Bären geheißten, mit seinen Tagen an der Kutsche herumzutalpschen. Er hat gewiß gedacht, daß er eine Wagenrunge in den Klauen hat.“

Mit diesen Worten malte Herr Kufasiński in sichtlichem Aerger den siebenten Strich hinter dem 8. Kreuze an den Balken, jagte zwei Knechte aus dem Keller, nahm eine neue eichene Daube von einem noch nicht zusammengeführten Maischbottig zur Hand, verschloß die Thür, schob den Schlüssel in seine Unausprechlichen und ging mit klastertlangen Schritten auf den Hof hinaus.

Hier stand vor dem Hause eine mit vier Arbeits-

pferden bespannte gelbe Kutsche auf hohen Federn. Sie war mit blauem Tuche ausgeschlagen und hatte einen schmalen Bock ohne Spritzleder, der auf gebogenen Eisenstäben hoch oben in der Luft schwebte. Die Räder hatten das Format, welches Evans an seine Häckselmaschinen giebt. Zwei davon waren gelb, zwei aber roth und alle vier unter sich gleich, hielten unten eine sogenannte sächsische Spur, *) oben aber standen sie vom Kutschkasten an anderthalb Ellen ab. Die abgeschliffenen Radreifen waren durch zwölf bereits auf dem Lande gemachten Ziehbänder verstärkt worden. Das Ganze war eine Scharfke, die für 450 Gulden gekauft und aus Paciejów zu den Feiertagen nach Skwarci geschafft worden war. Als der Herr an die Kutsche trat, war der Meier Valentin eben dabei, mit der Schmiedezange das Stiftchen aus dem abgedrehten Messinggriffe herauszuziehen, und der Pferdenecht Matthäus suchte mit einem kleinen Beile die eingerostete Thür aus den Angeln zu heben und sie in den Gang zu bringen. Die Dame aber stand, umringt von ihren Mägden, im tiefem Kummer dicht neben den Fabrikanten.

„O Jesus! Jesus!“ schrie Valentin, als ihm der Herr mit der bewußten neuen, eichenen Daube Eins über den Rücken maß.

„Ha, Du Schurke, Du Spitzbube, Du Taugenichts! Da hast's Patent für Deine Wagenbauerkunst!“

Matthäus wartete nicht, bis die Reihe an ihn käme,

*) D. h. eine schmale.

warf das Beil zur Erde und war mit einem Sprunge jenseits des Gartenzaunes.

„Ich werde Dich lehren mit 'nem Beil eine Wagenthür aufmachen!“ schrie der Herr ihm nach, und nachdem er Valentin losgelassen, wandte er sich gegen seine Frau: „Du hast also nicht warten können, bis ich aus der Brennerei kam?“

„Es hat schon 10 geschlagen und alle gehen schon in die Kirche.“

„O ihr Schurken! so einen Messinggriff abzudrehen! Und wie nun aufmachen ohne denselben? Daß euch der Schlag rühre mit eurer Meistere! Das hat die Bestie mit ihren Bärenpfoten abgedreht!“ — und auf's Neue begann er dem unglückseligen Valentin mit der eichenen Daube einen, zwei, drei Hiebe überzureißen.

Als nun Valentin sah, daß er den Platz nicht länger behaupten könne, gab er Fersengeld mit der Zange in der Hand und holte den Matthäus auf der Wiese ein.

„Werde nur nicht böse, mein Männchen! Ich will mir ein Tischchen hinstellen lassen und so hineinsteigen, ohne daß man die unglückliche Thür aufzumachen braucht.“

„Seht mal an! Sie wird auf 'nem Tischchen in die Kutsche steigen! Und bei der Kirche wird sie auch übers Tischchen aus der Kutsche herausstrabbeln; wie klug sie ist! Aber sie würde wohl gar auf einer Leiter hineinsteigen, wenn's nur in 'ne Kutsche geht! — Aber da ist ja noch eine zweite Thür!“

„Ach, das ist wahr!“

„Zagna, *) lauf doch auf die Wiese. Dort beim Henschober stehen die beiden Meister. Sag' dem Matthäus, wenn er nicht augenblicklich zurückkommt, so gebe ich ihm Weihnachten, daß er braun und blau wird.“

Zagna lief nach Matthäus. Als dieser zurückgekommen war und dem Herrn die Knie küßte, gab ihm Herr Raphael nur Eins mit der Faust ins Genick. Matthäus, froh, daß es bei dem Einen verblieb, kletterte eiligst auf den Bock hinauf, und als ihm Jewka die Peitsche und die Reine reichte, ergriff er sie nicht ohne neue Angst, ob er wohl von so hohem Stande oder vielmehr Sitzpunkte aus die Kutsche glücklich zur Kirche fahren werde.

„Hör' nur, Mathäus!“ sagte der durch den Anblick der Equipage erfreute Hausherr. „Bei der Kirche mußt Du links lenken und um das Glockenhaus fahren, damit Du vor der Kirchthür mit der Seite zu stehen kommst, wo der Thürgriff nicht abgedreht ist.“

„Sehr wohl, gnädiger Herr! Weiß schon, gleich bei der Priesterscheune lenk' ich links ab.“

„Nur gieb Acht bei der Scheune, denn dort sind Löcher von den Kartoffelgruben.“

„Aber Männchen! wer macht mir die Thüre auf, wenn ich bei der Kirche vorfahre?“

„Kannst Du nicht selbst aufmachen?“

„Aber wie kann ich mich von der hohen Kutsche niederbeugen? Und am Ende bekomme ich nicht auf. Münte denn nicht Bürge hinten aufsteigen?“

*) Agnes.

„Worin soll er denn fahren? Er ist ja so abgerissen wie ein Lumpensammler und so schmutzig wie ein Schornsteinfeger.“

„Ich habe ihn waschen lassen, und er könnte die Kleider anziehen, welche die Schankwirthin dem betrunkenen Herumtreiber abgenommen hat.“

„Mach' was Du willst!“

Fünf Minuten später stand, nachdem die Dame eingestiegen, der fünfzehnjährige Bürge, der im Sommer die jungen Hengste hütete und im Winter Ofenheizer war, hinten auf der Kutsche, angethan mit einem dickhäuchigen Fracke, mit geräumigen Beinleidern und einem etwas zu weiten Hute auf dem Kopfe, faßte die Riemen und rief mit großer Genugthuung: Vorwärts, Matthäus!

Der nach der Brennerei zurückkehrende Herr sah mit zufriednem Schmunzeln den Davonfahrenden nach. Die zurückbleibenden Mägde gafften ebenfalls verwundert. Auch der Meier Valentin sah dem Wagen nach. Im Dorfe gaffte Alles, was Augen im Kopfe hatte, nach Matthäus auf dem hohen Bocke, nach dem gelben Kasten auf Federn, nach der Dame, die feuerfarben aufgebunert im Kasten saß, oder endlich nach dem verkleideten Bürge, den nur Wenige wieder zu erkennen vermochten.

Der Weg durch das Dorf und durch das Gut bis zur Kirche im nächsten Dorfe war sandig. Bürge hielt sich tüchtig an den Riemen fest, und wenn ihm der Hut auf die Nase fiel, so schob er ihn mit den Ellenbogen wieder auf die Stirn; und so weit war alles gut. Im

Herzen der Frau Rufasinska, welcher die zur Kirche gehenden Bauern die tiefsten Verbeugungen machten, herrschte eine über allen Ausdruck erhabene Glückseligkeit. Und die Gedanken an das Stammen der Nachbarn beim Ankommen vor und beim Abfahren von der Kirche wuchsen zu einer Pyramide von Stolz, die zum mindesten so hoch war, wie die Gipfel unseres galicischen Tatragebirges.

Schluß.

Ein Jeder, der den Ritus der römisch-katholischen Kirche kennt, weiß, daß ein Geistlicher am ersten Weibnachtsstage dreimal die heilige Messe liest.

Der Geistliche des Kirchspiels N. N. verließ nach Beendigung der zweiten Messe die Kirche, um in das Pfarrhaus zurückzukehren, und das Volk drängte sich auf dem Kirchhofe, um sich mit denen zu begrüßen, die zur dritten Messe kamen. Einige Damen mit Töchtern und einige Damen ohne Töchter, einige ehrwürdige alte Gutsbesitzer, die erwachsenen Jünglinge und die aus der Schule zum Besuch herbeigeeilte Jugend, mit einem Worte: die ganze ehrenwerthe Einwohnerschaft der in Rede stehenden Parochie, Alles stand auf dem Kirchhof und die Glückwünsche zum kommenden Neujahr kreuzten sich auf's Beste, als plötzlich hinter der Scheune der Pfarrei Jemand tüchtig mit der Peitsche knallte. Alles sah nach der Scheune hin. Auch ich hatte Augen zum Schauen, ich schaute also und sehe: vier elende Arbeitspferde, dann einen himmelhohen Kutschbock und auf demselben den meinen Lesern schon bekannten Matthäus; ich

sehe einen gelben Kutschkasten auf hohen Federn und darin eine Edelfrau in einem mit Fuchspelz gefütterten Tuchmantel und einer Haube mit ungeheuren safranfarbigen Kokarden. — Das Alles sehe ich. Zugleich aber höre ich auf dem Kirchhofe ein plötzlich sich überall verbreitendes Gelächter, einen großen Lärm und von allen Seiten die Ausrufe: schaut mal! schaut Gevatterin! schaut Base! Seht ihr, seht ihr! Als nun auch noch die Damen ein heftiges Fi done! und Pfui! ausstießen, traten mir die Augen fast aus dem Kopfe vor purer Neugierde, worüber denn das ehrliche Volk so lache und die Damen ihr Fi done! und Pfui rufen.

Nun bin ich aber in der That in Verlegenheit, wie das beschreiben, was ich endlich wahrte. Aber ich muß hier einen Augenblick in der Erzählung zurückgehen.

Als man den Fürge zum Lakaidienste ankleidete, hatte man ihm eine Weste und einen Frack angezogen und ein Kleidungsstück, zu welchem der Schneider zwei Ellen Tuch zu verlangen pflegt. Man gab ihm sogar ein Halstuch; wie bekannt, hatte er auch einen sehr bequemen Hut und dazu eine anständige Fußbekleidung.

Nun aber bitte ich zu errathen, was vergessen worden war?

Nun — Fürge hatte keine Hosenträger, und als Matthäus beim Wenden um das Glockenhaus heftig an einen Stein anfuhr, so fiel ihm der weite Hut über die Nase bis an das Kinn hinab und zwei Ellen Tuch, in Freiheit gesetzt im unglücklichsten Augenblicke von der Welt, rutschten dem Fürgen bis

über die Ferse hinunter. Da nun aber Bürge unter den zwei Ellen Tuch keine vier Ellen Leinwand hatte, so war das Original der ganzen Rehrseite Bürgens für Jedermann vollkommen sichtbar, und die ganze Gestalt und alle Bewegungen des armen Jungen und die im Winde flatternden Frackschöße vervollständigten einen Anblick, bei welchem man selbst noch in der Todesstunde lachen könnte.

Kurze Moral.

Das Contrefei jener berühmten „Equipage,“ die ich oben geschildert habe, möge nicht nur für die Lukasiński's, sondern überhaupt für Alle, welche zu paradiren wünschen, ein neuer Beweis sein dafür, daß die Sucht, es den Reichen gleich zu thun, früher oder später traurige, ja oft die bittersten Demüthigungen nach sich zieht. Möge diese Geschichte ihrer Thorheit als Spiegel dienen.

Aus dem Leben meines Großvaters.

Eine zu drei Vierteln wahre Begebenheit.

Aus den „Schmiralien“

von

August Wilkowski.

...wollte mich doch in dem ...
...wollte mich doch in dem ...
...wollte mich doch in dem ...
...wollte mich doch in dem ...
...wollte mich doch in dem ...
...wollte mich doch in dem ...
...wollte mich doch in dem ...
...wollte mich doch in dem ...
...wollte mich doch in dem ...
...wollte mich doch in dem ...

Mein seliger Großvater war ein rechtschaffener, gottesfürchtiger, wirtschaftlicher Mann, der stets Wort hielt, mitteilbig war beim Unglücke und Glende seines Nächsten und vom Herzen gastfreundlich, dem es aber auch an anderen Tugenden nicht gebrach. In der Posener Palästra *) übte er sich im Rechtswesen, auf den Wahlversammlungen zu den Landtagen erwarb er sich Berechtigung und in den Nöthen des Vaterlandes anno millesimo (ich erinnere mich schon nicht mehr genau wann?) bekam er hinterm linken Ohr eine so tüchtige Schmarre, daß er nur der heilkräftigen, ungarischen Salbe die Rettung dieses Ehrengliedes (ich meine des Ohres) verdankte. Aber es giebt nichts so Böses, das nicht auch sein Gutes mit sich brächte.

Als die Thermometer und Barometer allgemein zu werden begannen und unsere stets neuerungsfüchtigen Herren solche in Masse kauften, sagte einst mein Großvater zu einem Deutschen, der ihm seine Waare auf-

*) Im Posener Tribunale.

...die erste ...
...die erste ...
...die erste ...
...die erste ...
...die erste ...
...die erste ...
...die erste ...
...die erste ...
...die erste ...
...die erste ...

...die erste ...
...die erste ...
...die erste ...
...die erste ...
...die erste ...
...die erste ...
...die erste ...
...die erste ...
...die erste ...
...die erste ...

...die erste ...

bringen wollte: „Laßt mich doch in Ruh' mit Curen vermaledeiten Gläsern; kann sein, daß ich mich besser als Ihr auf den Witterungswechsel verstehe.“ Und in der That pflegte mein Großvater mehr als einmal zu sagen: „Der Tartar juckt mich, der Tartar reißt mich, der Tartar macht mir zu schaffen!“ Wenn er sich sein linkes Ohr kratzte, war es gerade, als hätte er Regen, Schnee, Thauwetter, Frost oder was eben kommen sollte, expreß verschrieben. Der Körperwuchs meines Großvaters zeichnete sich nicht eben durch eine allzugroße Höhe aus, sondern er gehörte im Gegentheil zur Klasse der Untersetzten, Breitschultrigen. An Feiertagen trug er einen blauen Kontuß und einen ziegelfarbenen Zupan, an Wochentagen dagegen eine papageigrüne Kapotte. Er schnupfte Tabak und hatte eine Redensart: „Folglich da der Schafskopf mit Pfeffer und Ingwer, mein Werthester!“ Ich weiß nicht, warum gerade „mit Pfeffer und Ingwer“, denn ich bemerkte stets, daß er Schafsköpfe gern mit Meerrettig aß. Aber um noch andere Nebensachen zu übergehen, will ich lieber sagen, daß, als ich von meinem Vater zu ihm geschickt wurde, mein würdiger Großvater bereits ein Greis war von mehr als 80 Jahren.

Mich höflich vor ihm verneigend, küßte ich seine Hand und gab den Brief ab. Ohne Brille las er das Schreiben durch, trocknete sich die feuchtgewordenen Augen, blickte mich gütig an und berührte zuletzt mit zitternden Lippen meine Stirn.

„Herr Franz schickt Dich mir zu Hülfe in meinen Geschäftsforgen.“

„Ich würde mich glücklich nennen, wenn ich dem lieben Großvater nützlich sein könnte.“

„Was soll das heißen „Dich nennen?“ Du hast ja schon einen Namen, bist ja getrauter Eheleute Sohn und mein rechter Enkel, „folglich da der Schafskopf mit Pfeffer und Ingwer, mein Werthester!“

Durch dieses Argument und seine Lieblingsredensart brachte er mich so in Verwirrung, daß ich gänzlich die Anrede vergaß, die ich mir unterwegs einstudirt hatte, und ich stand wirklich da, wie ein Schafskopf, denn ich vermochte kein Wort der Erwiderung vorzubringen.

„Ein gutes Zeichen, daß Du kein großer Redner bist. — Mariechen, Deine Mutter, ist sie gesund?“

„Ich habe eben Auftrag, Ihre Hand zu küssen . . .“

„Gut, gut, mein Söhnchen! Herr Franz schreibt mir, daß Du nicht umsonst Grüte gegessen habest, und daß Du „folglich da der Schafskopf mit Pfeffer und Ingwer, mein Werthester“ ein tüchtiger Lateiner seist. Na, wir werden ja sehen!“

Am andern Morgen um 5 Uhr schrieb ich schon als Grenzscheider die Zeugenaussagen und den Vergleich mit den Cysterciensermönchen vom Jahre 1684 ab, betreffend „ein streitiges Weidefeld am Flusse (Aurium) Rosel, anfangend von zwei Steinen, die jenseits des Birnbaumes liegen, sich weiter erstreckend längs dem Zaune des Tadeusz bis zum Brunnen des Jan Kasper Bzdrega, des Organisten von Kobyla Wola.“ Dies sollte der natürliche Verlauf der Grenzen sein.

„Nun, hast Du verstanden?“

„Wenn ich den Fluß Mosel, die beiden Steine, den Birnbaum, den Zaun des Tadeusz und Kaspar Bydregas' Brunnen gesehen hätte, so würde ich es vielleicht verstehen.“

„Folglich da der Schafskopf mit Pfeffer und Ingwer!“
Wozu das erst ansehen, Zunge? Das Dokument ist ja sonnenklar.“

„Gewiß, lieber Großvater, das Dokument ist gut; es würde aber doch nicht schaden, wenn ich mich an Ort und Stelle überzeugen könnte.“

„Sprichst gerade wie die Deutschen — „folglich da der Schafskopf mit Pfeffer und Ingwer, mein Wertheater!“
Na, trinke ein Danziger Schnäpchen, denn es wird ein etwas nasser Spaziergang werden, der Dir auf nüchtern Magen schaden könnte. Aber da Du den locum quaestionis durchaus in Augenschein nehmen willst, so laß uns gehen. Es gefällt mir an Dir, daß Du Alles gründlich angreiffst.“

Aber wer beschreibt mein Erstaunen, als mein ehrlicher Großvater, anstatt mir den Fluß Mosel, die Steine, den Birnbaum, den Zaun und Brunnen zu zeigen, mich über Berge, durch Schluchten, durch einen halbenmeilenlangen Wald, den seit hundert Jahren noch keine Menschenhand berührt hatte, an einem See vorbeiführte, und als er, nachdem wir schon 20 Hufen gepflegtes Land, ebenso viel Wiesen und Weidefeld durchschritten hatten, zuletzt mit seinem Stocke zur Rechten und Linken in der Luft umherfuhr und sagte:

„Also bis dorthin ist Alles unser!“

„Wem gehört's, lieber Großvater?“

„Vor Allem dem lieben Gott, dann mir, nach meinem Tode Deinem Vater und nach dessen längsten Leben...“

„Aber lieber Großvater, ich bitte um Entschuldigung, wo sind denn da die Grenzzeichen? Und außerdem ist im Dokument doch bloß von 6 Hufen die Rede und wir haben bereits 60 und darüber umschritten.“

„Ha, zum Henker! haben sie Dir das „folglich da der Schafskopf, mein Wertheater“ auch gelehrt? — Aber ich habe Dir doch gesagt, daß es leichter sei, Marken und Grenzhügel aufzufinden, wenn der Controvers in einer geziemenden unbestimmten Ausdehnung bezeichnet wird.“

Gerade beim Schlusse des Tischgebetes, das der Großvater mit himmelwärts gerichtetem Blicke zu sprechen pflegte, fuhr durch die Thür Jacel, der Waldhüter, keuchend herein und mit ihm sein erhitztes, geschwollenes Maul, mehr einem Schmiedebalge, als dem Munde eines Menschen ähnlich. Im Nu war auch mein Großvater im Alkoven und wieder zurück mit der Serpentina*) an der Seite und der Karbatsche in der Hand.

„Mateusz! die braune Stute! und ruf' mir den Ponikwa. Jan, Du rasch nach den Bauern! Alle Hofleute sollen aufsitzen! Für Herrn August sattelt den Fuchs; nur schnell, schnell! Beim gekreuzten Heiland, diese Hallunken lassen mich nicht einmal ruhig essen! — Na, Du stehst

*) Serpentina, ein krummer Säbel, ähnlich dem türkischen.

ja da wie ein Stück Holz! Nimm doch die Flinte, auch ein Säbel könnte nicht schaden.“

„Was soll das Alles bedeuten, lieber Großvater?“

„Sieh 'mal an! „Folglich da der Schafskopf mit Pfeffer und Ingwer,“ wollte ich sagen, „mein Wertheſter!“ Noch zu fragen: „was soll das bedeuten?“ Was wird's bedeuten? Die Hallunken des Kammerherrn hauen mir meinen eigenen Wald nieder, den ich selbst, bei Gott! schone, als wär's Marzipan.“

„Bei Pokulno am großen arianischen Kirchhofe haben sie schon 20 Fichten abgehauen und es sind ihrer so viele wie Ameisen und der Kammerherr mit seinem Sohne sieht selber mit zu,“ stotterte Jacek heraus.

„Unter Deinen Schutz“ *) murmelte der Großvater, als wir den Hof verließen.

Wir waren 13 Mann zu Pferde, und die Infanterie, versehen mit Hengabeln, Aexten und anderem Handgeräth, stand unter dem Kommando des Dekonomen Ponikwa. Sie zog aus, um sich in den Hinterhalt zu legen auf dem Wege von Smolecin, dem Gute des Kammerherrn.

„Hier, folglich da der Schafskopf, ging, mein Wertheſter, mit Pfeffer und Ingwer, der Fluß Nosek,“ sagte mein Großvater, als wir im starken Trabe an einem kleinen Bächlein vorbeirrten.

Beim Hirschberge setzte mein Großvater seine Braune auf die Hinterfüße, und was mich betrifft, so fehlte wenig, daß ich nicht über den Hals meines Fuchses

*) Anfang eines alten Kirchenliedes.

herunterflog. Zu meinem Glück hatte das Pferd eine Mähne.

„Also so hat man Dich gelehrt, ein Reitpferd führen? Dein Vater, Herr Franz, diente doch 30 Jahre beim Militair — ja, mein Wertheſter, die Ostroweße dienten niemals bei der Infanterie. — Man muß warten, bis sich Ponikwa hören läßt.“

Es verging kaum so viel Zeit, um fünf Vaterunser zu sprechen; noch schnauften die Pferde dicke Hauchwolken aus den Nüstern, da fiel von Norden her in der Ferne ein Schuß und nach einer Weile ein zweiter.

Die von hundertjährigen Eichen beschatteten düstern Ufer des Flusses empfingen eben den Widerhall der Schüsse, als auch schon mein Großvater seine Pistole abfeuerte.

„Wer mir diesen Schurken fäßt, dem gebe ich bis an sein Ende Gnadenbrod!“ rief mein Großvater, und in einem Nu brachen wir hinter dem Berge hervor auf die Schaar des Kammerherrn ein.

Dubium Celli eventus! vielleicht hätte man uns tüchtig das Fell ausklopfen können, denn die Leute des Kammerherrn waren wohl an hundert. Aber als dem Kammerherrn ein kleines Schwefelwölkchen dicht an der Nase vorüberglitt, so ließ er sich kaum Zeit, um auszurufen: „Joséph prenez garde, der Racker schießt ja auf Menschen!“ spornte mit silbernem Sporn seinen Engländer und sprengte mit Herrn Joseph um die Wette mit Bindeseile von dannen.

Dreißig Wagen mit den Gespannen, ein alterum

tantum von Aexten, Mützen und Bauerröcken krönten den Sieg; und als Ponikwa mit dem Fußvolke herbeizog, war das Schlachtfeld schon von den Feinden gefäubert.

„Hast Du ihm tüchtig aufgezehlt?“

„Er wird dran denken, lieber Großvater! Das ist aber auch eine derbe Karbatsche, und zudem trug der junge Kammerherr nur einen Rankinganzug.“

„Ja, sogar mein Pulver trieb ihn in's Bockshorn; und Gott ist Zeuge, es war auch kein Schroot Blei dabei.“

Eben als wir uns zur Heimkehr anschieden, brach Jacek aus dem Dickicht hervor. Alle, sogar mein Großvater nicht ausgenommen, erschrafen wir über sein Aussehen aufs heftigste. Sein Mund stand offen, seine Lippen waren blau, seine Wangen kreideweiß, sein Haar emporgesträubt, seine Augen rollten wild umher, seine Zunge lag kraftlos auf den Unterzähnen und seine Beine schlotterten; endlich fiel er vor dem Großvater auf die Knie und stieß einen schrecklichen Seufzer aus.

„Jacek! was ist denn geschehen? sprich nur, mein Lieber, ich weiß ganz wohl, daß Du ein ehrlicher, um mein Hab und Gut besorgter Diener bist. . . . Es hat ihn was erschreckt. . . . Vielleicht hat sich ihm gar der Gottseibeimus gezeigt. . . . Jacek, mein Lieber, schlage das Kreuz!“

„Gnädiger Herr! Gnädiger Herr! Straf' mich Gott. . . ich hab' keine Schuld!“

„Was hast Du denn gethan?“

„Gnädiger Herr! Mit keinem Finger hab' ich ihn

angerührt; vielleicht hat ihn Gott gestraft, weil ihn nach fremdem Gute gelüstet.“

„Jacek! Da der Schafskopf mit Pfeffer und Ingwer, fürchte Dich nicht — wen hat der liebe Gott bestraft?“

„Nun doch den Kammerherrn.“

„Wir wissen ja aber, daß er ausriß, und was könnte ihn da noch begegnet sein?“

„Es ist zwar wahr, gnädiger Herr, daß er stets in unsere Grenzen brach, aber daß ihn Gott so schnell strafen würde, das hab' ich mir doch nicht denken können.“

„Folglich da der Schafskopf — sage doch, Jacek, auf welche Weise ihn der Herrgott gestraft hat!“

„Gnädiger Herr, bitt' um Verzeihung, es war so: als wir mit dem Herrn Dekonomen den Weg nach Smolecin verrannten, da schickt der Herr Ponikwa mich und den Orzelo und den Stach aus, daß wir sollten an der Wachocker Gruben Lärm machen, denn wenn's dort auch im Gebüsch etwas enge ist, so hatt' ich doch da den nächsten Weg zum Weglaufen in die Wachocker Grube.“

„Wir waren noch nicht bis zur „struppigen Eiche“ gekommen und Herr Ponikwa hatte schon losgebrannt, und da der gnädige Herr sich ebenfalls beim Hirschberg hören ließ, so fingen auch wir, nach dem Befehle des Herrn Dekonoms, an zu schreien: „Halt auf! packt ihn! laßt ihn nicht durch!“ und dann machten wir uns auf die Socken nach dem Hirschberge zu. Da, Gott verzeih' mir meine Sünd'! jagt' auch der Kammerherr und sein Sohn, hast du nicht gesehen, durch die Schonung.

„Und wie ich sie seh'n that, schrie ich aus vollem Hals: „halt auf! halt auf!“ denn ich merkte nicht, daß es mit den Leuten des Kammerherrn nicht zum Besten stand. Da lenkt' der Alte sein Pferd seitwärts und stieß sich den Schädel an eine Fichte so stark, daß wir glaubten, er werde gleich in Granatstücke gehen. Aber Gott bestimmt' ihm einen andern Tod; er griff sich nur an's Kreuz und wollte weiter. Wir aber schrien wieder wie toll: „packt ihn, packt ihn!“

„Er, wie ein blinder Mazur, *) sah nicht mehr wohin, setzte vorwärts, daß dem Pferd nur der Schweiß so lief, und der Sohn hinter ihm. Orzelo wollte ihm von der Wachocker Grub' her den Weg verstellen, da, o du mein Herrgott! Da fiel der Kammerherr unter einen Tannenast, der ihm den Kopf abschnitt, justement wie mit einem Messer.“

„In nominae Patris!“ rief mein Großvater.

„O, Gott, o Gott!“ plärren die Bauern.

„Und wo liegt er?“ fragte mein Großvater erbleichend.

„Der Kopf liegt bei der Wachocker Grube, aber er selbst ritt wie ein Gespenst nach Smolecin, nur sein Hals war zu sehen und das Blut spritzte daraus hervor wie ein Bach.“

„Wahrscheinlich hat das Pferd, einmal im Laufe, die Leiche mit davon getragen,“ sprach sich segnend mein Großvater. „Vorwärts, an die Stelle! Führe uns.“

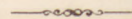
*) In derselben Bedeutung wie man im Deutschen sagt: ein blinder Hesse.

Auf dem Wege seufzte mein Großvater gar häufig und sprach Gebete; ich war still und die Leute flüsteren nur unter einander. — Jenseits des Orzedzinsker Fließes stießen wir auf den entsetzten Stach und Orzela, die Wort für Wort dasselbe wiederholten, was schon Jacek erzählt hatte.

Uns Allen lief ein kalter Schauer durch die Glieder. Als wir uns der Wachocker Grube näherten, lief Jacek einige Schritte voraus, kniete vor einer hohen Tanne nieder und schlug das Kreuz.

Mit aufrichtiger Bestürzung begiebt sich mein Großvater hin zu der Stelle, wo der Kopf liegen sollte, wir Alle folgten ihm nach. Wir sehen — da liegt neben Jacek — eine zerzauste, hochgelbe — Perrücke.

Allgemeines Gelächter trat an die Stelle des Schreckens und da das gerade am 1. April war, sagte mein Großvater, vom Herzen froh: „Folglich da der Schafskopf nolens volens, mein Werthester, hat er uns einen prima Aprilis gespielt.“



Rein lüdes Sidentener

"Mittelmittel, ein Teil"

Agnes Wilkowsk

Vor etwa zehn Jahren noch unterschied sich der Landmann aus der Umgegend von Gnesen und Posen, oder vielmehr aus dem ganzen Landstriche von der schlesischen Grenze bis hinter Lissa in seinem angeborenen Charakter durchaus nicht von dem Masuren und Krakauer. Er unterschied sich von ihnen vielleicht nur durch die abweichende Aussprache einiger Wörter und durch wenige hervortretende Provinzialismen. Der Grund des Herzens war und ist ein und derselbe.

Ein genauer Beobachter könnte jedoch entdecken, daß das großpolnische Volk mehr Zutrauen zum Adel hatte, als das kleinpolnische. Das kam wahrscheinlich daher, daß die Großpolen seit den ältesten Zeiten niemals, auch nicht einmal vorübergehend, die Unterthanschaft gekannt hatten, d. h. daß sie niemals das Eigenthum, die Leibeigenen der Adelligen gewesen waren.

Heute hat in Folge der Aufhebung der Herrendienste der mit Grundzins belastete Landmann aufgehört, jener ehemals so biedere Bauer zu sein. Wie durch einen

elektrischen Schlag haben seine Gefühle einen vollkommenen Umschwung genommen. Die Vergnügungen der Schenke und die Freuden des Branntweins sind diesen glücklichen Leuten schon mehr oder weniger fremd geworden. — Aber ich spreche von ältern Zeiten und führe einen Beweis für jene ehemalige Zutraulichkeit der Großpolen.

Fräulein Aspasia oder Hortensia (ich habe vergessen, welche von den Gnädigen) hatte geruht, auf mittelbare, aber sehr deutliche Weise von mir zu verlangen, daß ich am letzten Dienstag des Carnevals unfehlbar auf der Maskerade in Szamotuly sein möchte. Leichtsinnig genug hatte ich zugesagt, aber dabei ganz vergessen, daß ich auf den Sonntag vorher zwanzig Meilen von Szamotuly zu einem Piktik versprochen war, wo eine wunderschöne, schwarzwimprige Jungfrau meine Krakowianka *) sein sollte.

Nun gehörte es sich doch, daß ich sowohl der Blondine als auch der Brünnetten Wort hielt; folglich mußte ich auf dem Piktik und auf der Maskerade erscheinen.

Ich vertraute auf die Schnelligkeit meiner vier Junggesellenpferde und rechnete keineswegs auf ein etwaiges Hinderniß.

Die letzten drei Tage des Carnevals rückten heran.

*) Man sieht: der Autor wollte zu diesem Maskenballe im fleißigen Krakauer Nationalcostüm erscheinen, um an der Quadrille von Krakowianen theilzunehmen, die auf keinem polnischen Carnevalsballe fehlen darf. Seine Tänzerin war also auch im Krakauer Costüm.

Nach dem Sonnabende erschien der Sonntag vor Aschermittwoch, jener Tag, der bestimmt war, den Strudel der Tanzfreuden zu eröffnen.

Der Sonntag war vergangen und mit ihm das Piktik, und mein armes Herz war bei der schwarzwimprigen Jungfrau zurückgeblieben, aber nichtsdestoweniger vergaß ich auch Szamotuly nicht.

Montags setzte ich mich, spät Nachmittags, in meine Rutsche, und der wackere Johann versicherte mich, wir würden morgen noch vor Abend in Szamotuly sein.

Ich gebe mich also den süßen Träumereien über die verfloffenen Stunden hin, lasse meine Gedanken schweifen und rufe mir jedes Wort meiner Krakowianka ins Gedächtniß zurück. Ich verwinse Szamotuly, aber doch fahre ich und fahre und bemerke kaum, daß wir bereits 5 Meilen zurückgelegt haben.

Johann hielt die Pferde an, Edwin öffnete den Schlag. „Gnädiger Herr! hier müssen wir füttern!“ sagte Johann.

„Gut!“ sag’ ich, „nur nicht lange!“

„Herr! wir werden schon zur rechten Zeit in Szamotuly sein!“

Die ungeheure Dorfschenke erdröhnte vom Geschrei betrunkenener Knechte. Ein Obertas *) erklang von einer Bierfiedel so dumpf und geisterhaft, als käme er unter der Erde hervor, und Lieder und lautes Lachen machten die Freude und das Amüsement vollständig.

*) Beliebter Bauerntanz.

In meinen weiten Mantel gehüllt drängte ich mich in die Wirthsstube hinein. Einige bejahrte Bauern verneigten sich vor mir, die jungen blickten mir feck in die Augen und schrien und tobten wie toll.

Es dauerte nicht lange, so kam auch schon der Bräutigam mit seiner Neuvermählten und den Brautführern herbei und baten, daß ich ihre „Aufwartung“ nicht verschmähen möchte, und dann präsentirte sie mir ein Glas mit Honig gemischten Branntweins und einen Bissen Weißbrod. Ich leerte das mir gastfreundlich dargebotene Glas mit einem „Auf Euer Wohl!“

Hierauf folgten Verbeugungen, man küßte mir die Kniee und kam zuletzt mit der Bitte vor, ich möchte mit der Braut vortanzen. Nicht weil ich ein großer Verehrer des Obertas bin, sondern weil ich das Landvolf von ganzer Seele liebe, legte ich den Mantel ab, und trat ohne Zögern in den Kreis. Drei oder vier Mal flogen wir am Kamin vorüber, dann dankte ich meiner munteren Tänzerin, die frischer war als eine Waldbeere und schöner als eine Feldblume.

Schon glaubte ich mich aller Verbindlichkeiten gegen meine Wirthin entledigt zu haben und ging, um meinen Mantel wieder umzunehmen, aber siehe da! Die Brautjungfern vertraten mir den Weg und verlangten auch mit mir zu tanzen.

Ich sehe ein, daß ich mich schön verrannt habe. Doch was war zu machen? Ich konnte mir doch unmöglich hier in der Schenke die Füße zu Schanden tanzen! Lachend bitte ich um Zeit zum Ausruhen, aber die Braut-

jungfern wollen von ihrer Bitte nicht abstehen, vereinigen sich und bitten nach ihrer Art auf's verbindlichste. Schon wollte ich auf's Neue zum Tanze antreten, als mir zum Glück, oder wie man später einsehen wird, zum Unglück der betrunkene Spielmann vom Tische fiel und mit dem Kopfe das einzige Lichtchen umwarf und auslöschte.

Plötzlich hörte der Tanz auf; ein neues Licht ward zwar bald wieder aufgesteckt, aber der Spielmann, — ja der war nicht mehr zu sich zu bringen. Der Bräutigam und die Brautführer geriethen in Desperation, die Braut und die Brautjungfern wurden tief betäubt, so betäubt, daß ein Wilder davon gerührt worden wäre.

Sie thaten mir herzlich leid; ich hob also die mit zwei Saiten und einem Bindfaden bezogene Geige vom Boden auf, schüttelte den Sand aus dem ungeschicktesten Fiedelbogen von der Welt und begann nach dem Gehör denselben Obertas zu fragen.

Gnädiger Herr! ertönte es nun von allen Seiten, wir wollen Euch die Händchen vergolden!“ Das ist Gott, der uns diesen Edelmann zugesandt hat. Die Burschen faßten die Mädchen um den Leib und auf's Neue tanzte ein großer Kreis am Kamin, an der Kammer und am Fenster vorbei, ganz wie vorher; nur lebhafter ging's, denn ich war nüchtern und arbeitete tüchtig mit dem Fiedelbogen darauf los. Ich spielte mit Vergnügen eine halbe Stunde lang den bereits begonnenen Obertas; aber als mir Arm und Hand den weitem Dienst versagten, endete ich mit einigen langgezogenen

mächtigen Bogenstrichen mein freiwilliges Debüt. Unzählige Dankbezeugungen und stürmische Bitten begannen mir lästig zu fallen. Ich wollte deshalb hinaus in den Stall, um meinem Johann zu sagen, daß er sofort anspannen möge; aber da packt mich der Bräutigam an den Füßen und bittet um Gottes Barmherzigkeit, ich solle weiter spielen. Was anfangen? Nicht gewohnt herzliche Bitten abzuschlagen, nehme ich die Fiedel, stimme sie so hoch als möglich und reiße nach einer Weile eine *Sciebka* *) herunter und das dauert etwa wieder eine halbe Stunde.

Edwin brachte die Nachricht, Johann habe angespannt; ich höre also auf zu spielen und auch nicht im Entferntesten an ein Hinderniß denkend, schicke ich mich zur Abfahrt an. Auf einmal packte mich etwa ein Duzend eiserner Fäuste beim Kragen und setzten mich wie ein kleines, ungehorsames Kind auf den Tisch. Da erkannte ich erst, in welche Klemme ich gerathen.

„Spiele, Du Grindkopf! **) spiel', wir bezahlen!“ schrie mir der Bräutigam aus Leibeskräften in die Ohren. „Wenn nicht, so werden wir Dich lehren!“ Und dabei hielt er mir die Faust so dicht unter die Nase, daß der Schweißgeruch seiner breiten Taze meinem Geruchsorgane nicht verborgen blieb.

Edwin, der sah, welch' himmelschreiendes Unrecht

*) Eine Art Walzer linksrum.

**) Der erbohte Bauer aus dem Posenschen nennt einen Edelmann nie anders als mit diesem süßen Namen. Anmerk d. Autors.

man seinem Herrn anthat, lief eilig in den Stall und kehrte augenblicklich mit Johann zurück. Beide waren mit Drtscheiten bewaffnet und drängten sich durch den Haufen zu mir vor, und schon hatten wir drei uns nach der Thür hindurchgearbeitet, als der ganze Haufe von mehr denn 30 Bauern, jeder baumstark, vor uns stand. Der frömmste Mensch hätte nicht Zeit gehabt sich zu bekreuzen, so schnell lagen Johann und Edwin unter dem Kamin und ich saß wieder auf dem Tische. Das Dorf war königlich, hatte also weder Gutsherrn noch Verwalter, und der Gemeindevójt (Schulze) wohnte eine Meile von da; aber wäre es auch nur 500 Schritte gewesen, wen hätte man nach Hülfe schicken können?

Mich in mein unabänderliches Schicksal fügend, begann ich auf's Neue die Fiedel zu kragen. Meine Nachgiebigkeit besänftigte die entmenschten Gemüther.

Durch die geöffnete Thür sah ich, wie die Bauern meine Pferde ausspannten, ihnen die Krippe voll Hafer schütteten, meine Sachen in die Kammer trugen und dem überwundenen Edwin und Johann ein Stück Gänsebraten und Schnaps dazu im Ueberflusse gaben. Die Redlichen erhielten von mir ein Zeichen der Erlaubniß zu essen und zu trinken, und zuletzt fingen sie gar auch an zu tanzen; ich aber spielte wie für's liebe Geld.

Es war bereits 9 Uhr Morgens. Die Adern an der Stirne waren mir angeschwollen, daß sie wie Schlangen aussahen, die entzündeten Augen fielen mir vor Müdigkeit fast zu, aber ich spielte noch immer tüchtig zum Walzer auf. Endlich aber brach ich zusammen; die

Geige entfiel meiner Hand. Da erst, und zwar auf die Bitten der ältern Bauern und weil der eigentliche Spielmann inzwischen wieder zu sich gekommen war und sich wieder eingefunden hatte, wurde ich von der entsetzlichen Marter erlöst.

Ehe ich abfuhr, baten mich die Bauern so herzlich um Vergebung, daß ich allen Groll vergaß. Gott dankend für meine Befreiung fuhr ich mit dem festen Entschlusse davon, in meinem ganzen Leben an jedem Feiertage und zu jeder Zeit, wo die Bauern schwärmen und Hochzeit machen, die Dorfschenken zu meiden, sollte ich auch in Schnee und Regen unter freiem Himmel füttern müssen.

In Szamotuky kam ich natürlich erst Mittwoch früh an und entschuldigte mich bei Fräulein Hortensia auf's Eifrigste. Ja, ich entdeckte die ganze Geschichte, aber die ungnädige Schönheit erwiderte:

„Mein Herr! Ihre Worte sind überflüssig.“ Wir haben uns auch ohne Sie ganz gut amüßirt. Dabei reichte sie einem Herrn Edmund die Hand zum Mazur und fügte lachend hinzu: „Sie pflegen immer die Wahrheit zu umgehen!“

Daß Fräulein Hortensia mir ihre Ungnade so deutlich zu erkennen gab, wunderte mich nicht mehr, als ich einige Herren des Pikniks auf der Maskerade sah. Ich konnte mir denken, daß die hundertzüngige Fama ihr schon von meinen Aufmerksamkeiten gegen die schöne, schwarzwimprige Jungfrau berichtet haben mochte. Aber daß Fräulein Hortensia mich in Bezug auf mein trau-

riges Abenteuer der Unwahrheit beschuldigte, schmerzte und erzürnte mich in dem Maße, daß ich mich das Jahr darauf nicht mit ihr, sondern mit meiner schwarzzüngigen Jungfrau — vermählte.

Es bleibt mir nur noch übrig, die Leser zu bitten, daß sie nicht in die Fußtapfen der Fräulein Hortensia treten, sondern mir auf mein Wort glauben möchten, wenn ich sage, daß ich in der That gezwungen war, zwölf Stunden lang Obertas auf einer elenden Fiedel zu spielen, und daß wirklich die großpolnischen Bauern viel dreister als die Masuren sind.

Aber nichts destoweniger sind sie ein wackeres, braves Volk und auf dem ganzen Erdball mir das liebste.

PHILIPPUS

"militarisch", was ich

August 1803

Der Herr nahm sein Söhnchen in beide Arme, küßt ihm's Gesichtchen und rief: „Also schon der dritte! Gott sei Dank!“ und gab ihn an den Doktor aus Lissa ab, der neben ihm stand.

In Großpolen an der Grenze Schlesiens zwischen Lissa und Fraustadt, in dem schönen und großen Dorfe Rakolewo erblickte ich im Jahre 1803 am 28. August um 2 Uhr Nachmittags das Licht der Welt.

„Als ich den jungen Herrn (dies sind die Worte der alten Margarethe) in Regenwasser gebadet hatte *) und auf die andere Seite des Hofes zum Herrn trug, fragte mich derselbe schnell:

„Ein Sohn oder eine Tochter?“

„Ein Knabe! gnädiger Herr,“ sagt' ich mit einem Knicks.

Der Herr nahm sein Söhnchen in beide Arme, küßt ihm's Gesichtchen und rief: „Also schon der dritte! Gott sei Dank!“ und gab ihn an den Doktor aus Lissa ab, der neben ihm stand.

„Nun, ist er gesund?“

*) Anmerkung des Autors: Es ist also nicht wahr, was man mir häufig wiederholt hat, „daß ich in heißem Wasser gebadet“ sei. (Sprichwörtliche Redensart zur Bezeichnung eines leicht erregbaren Temperaments.)

Herr Konz, denn so nannten sie den Doktor, maß das junge Herrlein mit seinen großen Augen, betrachtete ihn eine Weile und sagte dann zu dem französischen Geistlichen, Sie wissen, den unsere Herrschaft Labus*) nannte:

„Man muß dieses Kind taufen, denn es kann nicht 24 Stunden leben; es hat sehr viel Wasser im Kopfe.“

Ueber diese Worte ward ich ganz starr vor Schrecken. Der alte Herr erbot sich auch nicht wenig und fuhr den Doktor barsch an:

„Wo zum Teufel habt Ihr das Wasser denn so schnell entdeckt? Das Wasser in Eurem eigenen Kopf hat Euch wohl die Augen so trübe gemacht? Ich sage Euch: das Kind ist gesund! Es lacht ja frisch und hell aus den Augen!“

Darauf erwiderte der Doktor:

„Betrachten der Herr nur seinen ungeheuren Kopf!“

Hierauf begann auch der Priester Labus französisch zu sprechen und der Herr, dem das Weinen näher war, als das Lachen, nahm ihm das Kind ab, küßte es noch ein paar Mal, gab es mir dann wieder zurück und befahl mir, vor der gnädigen Frau bei Leibe nichts zu plaudern von Allem, was ich da gehört hatte. Und ich wickelte das Kind gut in die Tragkissen und ging meiner Wege.

Was sie dort noch weiter gesprochen haben, das ist mir nicht bewußt, aber nach einer kleinen Weile kam der

*) Offenbar eine Verdrehung des Wortes Abbé. Das polnische Wort Labus ist auch zugleich ein Schimpfname, etwa so viel wie Bagabund.

Herr und, die gnädige Frau herzlich und streichelnd, fragte er sie, ob der Doktor sie sehen dürfte. Als er die Erlaubniß dazu bekommen, rief er Herrn Konz, und während der Doktor, leise mit der gnädigen Frau spricht, winkt mir der Herr und zeigt auf's Kind in der Wiege. Na, ich verstand gleich, um was es ging, legte den Junker auf's Kissen und trug ihn dem Herrn nach auf die andere Seite, und da, im blauen Zimmer, wartete schon der Herr Pfarrer und der Schulze Matthäus. Spricht der gnädige Herr zu mir: „Margarethe,“ spricht er so recht traurig, „ich bitt' Euch, daß Ihr zusammen mit dem Matthäus meinen Sohn zur Taufe haltet.“

Und ich darauf: „Aber was wird die gnädige Frau sagen, da doch der Herr Gen'ral und die Frau Gen'ralin sollten Gebatter stehen?“

Da sagt' der Herr: „Wenn die Frau gesund sein wird, werde ich es ihr schon selbst auseinandersetzen.“

Freilich beim Herrn war kein langes Reden. Ich legte also unterdessen das Kind dem Matthäus auf die Arme und sprang eilig davon, um mir schnell mein Sonntagskleid anzuthun. Und als ich zurückkam, waren schon Alle auf dem Wege zur Kirche. Denn obgleich es beide Geistlichen erlaubt hatten, so wollte doch der alte Herr partout keine Taufe im Hause. Ich holte sie bei Andreas' Grundstück ein; wir gingen in die frisch gemeißte Kirche, und kaum waren wir da, so fing auch schon die heil'ge Taufe an.

Der Pfarrer frug: „Wie soll das Kind heißen?“ und unser Herr, schnell besonnen, sagt: „Der Schutz-

Herr Konz, denn so nannten sie den Doktor, maß das junge Herrlein mit seinen großen Augen, betrachtete ihn eine Weile und sagte dann zu dem französischen Geistlichen, Sie wissen, den unsere Herrschaft Labus*) nannte:

„Man muß dieses Kind taufen, denn es kann nicht 24 Stunden leben; es hat sehr viel Wasser im Kopfe.“

Ueber diese Worte ward ich ganz starr vor Schrecken. Der alte Herr erboste sich auch nicht wenig und fuhr den Doktor barsch an:

„Wo zum Teufel habt Ihr das Wasser denn so schnell entdeckt? Das Wasser in Eurem eigenen Kopf hat Euch wohl die Augen so trübe gemacht? Ich sage Euch: das Kind ist gesund! Es lacht ja frisch und hell aus den Augen!“

Darauf erwiderte der Doktor:

„Betrachten der Herr nur seinen ungeheuren Kopf!“

Hierauf begann auch der Priester Labus französisch zu sprechen und der Herr, dem das Weinen näher war, als das Lachen, nahm ihm das Kind ab, küßte es noch ein paar Mal, gab es mir dann wieder zurück und befahl mir, vor der gnädigen Frau bei Leibe nichts zu plaudern von Allem, was ich da gehört hatte. Und ich wickelte das Kind gut in die Tragkissen und ging meiner Wege.

Was sie dort noch weiter gesprochen haben, das ist mir nicht bewußt, aber nach einer kleinen Weile kam der

*) Offenbar eine Verdrehung des Wortes Abbé. Das polnische Wort Labus ist auch zugleich ein Schimpfname, etwa so viel wie Bagabund.

Herr und, die gnädige Frau herzlich und streichelnd, fragte er sie, ob der Doktor sie sehen dürfte. Als er die Erlaubniß dazu bekommen, rief er Herrn Konz, und während der Doktor, leise mit der gnädigen Frau spricht, winkt mir der Herr und zeigt auf's Kind in der Wiege. Na, ich verstand gleich, um was es ging, legte den Junker auf's Kissen und trug ihn dem Herrn nach auf die andere Seite, und da, im blauen Zimmer, wartete schon der Herr Pfarrer und der Schulze Matthäus. Spricht der gnädige Herr zu mir: „Margarethe,“ spricht er so recht traurig, „ich bitt' Euch, daß Ihr zusammen mit dem Matthäus meinen Sohn zur Taufe haltet.“

Und ich darauf: „Aber was wird die gnädige Frau sagen, da doch der Herr Gen'ral und die Frau Gen'ralin sollten Gevatter stehen?“

Da sagt' der Herr: „Wenn die Frau gesund sein wird, werde ich es ihr schon selbst auseinandersetzen.“

Freilich beim Herrn war kein langes Reden. Ich legte also unterdessen das Kind dem Matthäus auf die Arme und sprang eilig davon, um mir schnell mein Sonntagskleid anzuthun. Und als ich zurückkam, waren schon Alle auf dem Wege zur Kirche. Denn obgleich es beide Geistlichen erlaubt hatten, so wollte doch der alte Herr partout keine Taufe im Hause. Ich holte sie bei Andreas' Grundstück ein; wir gingen in die frisch geweihte Kirche, und kaum waren wir da, so fing auch schon die heil'ge Taufe an.

Der Pfarrer frug: „Wie soll das Kind heißen?“ und unser Herr, schnell besonnen, sagt: „Der Schutz-

patron, der ihn auf die Welt geführt, der heilige Augustin, behüt' ihn, ob kurze, ob lange Lebenstage hindurch!" — Und da fing ich an zu weinen, und erst als der Pfarrer das Kind in's Ohr frug: „Was willst Du von der heiligen Kirche Gottes?“ rief ich dem Matthäus nach: „Glauben!“ Da machte das Junkerlein die Augen auf und es war, als ob's so fröhlich lächelte. Und dann folgte die heilige Taufe bis an's Ende.

Bald hätt' ich's vergessen! Ja, der Herr verlangte, daß der Pfarrer dem Junker noch einen Namen gäbe, nämlich Tadeusz, aber der Priester Tabus sagte in seinem Rauderwelsch ein Wort, das gewiß bedeuten sollte: „zu spät!“ und fügte hinzu: „Ein Schutzpatron wird ihn schon genug behüten!“ Und so endete die heilige Taufe. Der Herr warf auf das silberne Kirchenbecken drei funkelnde Dukaten; und als sie zur Kirche hinausgingen, zählt' er aus seiner grüneisernen Börse 12 sächsische Thaler, solche, für die man 8 Gulden gab, in die eine und in die andere Hand 12 und, sie dem Matthäus und mir reichend, sagt' er: „Kauft Euch Montag auf dem Jahrmarkt zu Ofieczna jeder eine junge Kuh zum Andenken daran, daß Ihr meinen Sohn zur Taufe gehalten.“

Ich wollte schon zugreifen, aber Matthäus beschämte mich, denn er verneigte sich tief und sagte: „Für ein christliches Werk,“ sagt' er, „ziemt es sich nicht, Lohn zu nehmen. Möge der allmächtige Gott den Junker gesund erhalten, und wenn der junge Herr dann heranwächst, mög' er für uns rechtschaffen und mitleidig sein!“ Und

als ich das Alles beinahe wörtlich wiederholt hatte, verwahrte der Herr das Geld in die Tasche, reichte dem Matthäus die Hand hin, that dasselbe auch mir und sagte: „Ich bitte Euch ab,“ sagt' er, „daß ich das mit Geld lohnen wollte, was man bloß mit dem Herzen lohnen kann!“ Nach diesen Worten hat er sehr artig den Matthäus zum Tauffschmause auf den Hof; mich brauch't er nicht erst einzuladen, denn ich diente ja auf dem Hofe und trug den Junker in's Zimmer.“ —

Margarethens weitere Erzählungen citire ich hier nicht, denn sie sind in der That sehr langathmig. Ich beeile mich vielmehr, auf den Punkt zu kommen, von dem ich gleich anfangs die vorliegende Erzählung hätte beginnen sollen.

Im Jahre 1824 saß ich auf einem mit kurzem Rasen bewachsenen Hügel bei dem Dorfe Ezerlina mit der Flinte auf der Schulter und einem Buche in der Hand und blickte ringsumher auf den weiten Gesichtskreis, in welchem die Städtchen Kchnia, Golanż, Wagrowiec und Lefno, außerdem neun näher oder ferner gelegene Dörfchen, grünende Wälder, gemähte Wiesen, Strecken mit Korn, Weizen, Hafer und Haidegrütze — — — Ach, daß ich auch Nichts romantisch zu beschreiben verstehe! Haidegrütze! woher ist mir die Haidegrütze in die Feder gerathen? Nun ich will anders anfangen!

Es war am 2. August des Jahres 1824. Die Sonne schwankte auf goldenem Triumphwagen langsam hinter Kchnia herauf und leuchtete sehr hübsch. Ich setzte mich auf einen Stein und begann zum zehnten Male die Werke

Godebski's zu lesen, denn der Unterförster Strzałkowski war mit den Hunden noch nicht aus Nieszka zurück. Vertieft in die patriotischen Gefühle dieses Dichter-Soldaten, versetzte ich mich mit ganzer Seele auf das Feld des Sieges und der Ehre. Plötzlich tönt mir Hufschlag zu den Ohren, ich wende mich um und sehe, wahrhaftig! den Gärtner Matthias aus Legniszewo auf seinem grauen Wallachen.

„Was giebt's denn so Eiliges, daß man sogar Dich auf's Pferd gesetzt hat?“

„Die gnädige Frau schickt mich und bittet, Sie möchten heute nicht auf die Jagd gehen, sondern mit der Herrschaft zur Kirche fahren.“

„Heute in die Kirche?“

„Es ist Ablass in Golańcz, Porcyun kuli.*)“

Ich sah auf meine Flinte und auf den Wald; es that mir leid, mein Vorhaben aufzugeben, denn Strzałkowski hatte gestern Rehe gesehen, — aber ich war gewohnt die Wünsche meiner Eltern als Befehle zu betrachten. Deshalb schnallte ich die Steigbügelriemen länger (Matthias hatte kürzere Beine als ich), bestieg den Grauen und fort ging's im beliebten Trabe nach Legniszewo. Den Matthias ließ ich zurück, um Strzałkowski zu benachrichtigen.

Mein lieber Vater in gepudelter Perücke und fest-

*) Der Ausdruck Porcyun kuli ist zweideutig. Denn einmal bezeichnet er im Bauernpolnisch den Festtag Matki Boskiej Anielskiej, d. h. den 2. August, und ist jedenfalls eine Verdrehung des lateinischen Wortes Portiunculæ. Andererseits kann jenes porcyun kuli auch „eine Portion Kugeln“ bedeuten.

lichem Anzuge wartete schon eine halbe Stunde auf die gnädige Frau, das will sagen auf meine theuerste Mutter, die der Wirthschafterin noch häusliche Aufträge gab.

Die grüne Kutsche per modum bombac, die schon 30jährige rühmliche Verdienste hatte, stand, mit rothem Cassian ausgeschlagen, vor der Thür, mit vier Kastanienbraunen eigener Zucht bespannt. Die Pferde prangten im Sonntagsgeschirre, spitzten die kleinen Ohren und scharrrten in jugendlichem Uebermuth, den ihnen der alte Jan gütigst nachsah, mit ihren unbeschlagenen Hufen den glatten Kiessand.

Als ich in's Zimmer trat, begrüßte mich mein Vater mit den Worten: „Wer am Feiertage jagt, dient dem Teufel! Mach', zieh' Dich an, damit ich nicht noch auch auf Dich warten muß!“ Ich küßte dem Vater die Hand und sprang in meine Kammer, und ehe noch fünf Minuten verflossen waren, fuhr ich schon mit den Eltern nach Golańcz.

Gleich hinter dem Dorfe begann meine fromme Mutter die Stundengebete; ich und der Vater, wir sprachen die Responzen. Dabei empfand ich eine reine Wollust, denn ein dem lieben Gott im Vereine mit den Eltern dargebrachtes Lob hat einen doppelten religiösen Reiz und erfüllt mit einer unbeschreiblichen Wonne, die tausendmal größer ist, als alle Freuden der Welt, und uns die süßesten Erinnerungen zurückläßt. Zwanzig Jahre liegen zwischen heute und jenem Tage, aber noch heute klingt jeder Laut, jedes Wort dieser Stundengebete mir segensreich im Herzen wider und diese Klänge

werden mich bis ins Grab begleiten, denn sie gingen aus der Seele der Eltern in die des Sohnes über.

Ein Buchenwald war gewöhnlich die Grenze, wo, wenn nicht eine unerwartete Unterbrechung eintrat, diese Gebete beendet waren. Auch diesmal geschah es so.

Mein Vater nahm eine Prise und fragte mich, ob ich nicht bemerkt habe, daß die Ezerliner Leute, denen wir begegnet, mit einer gewissen verwegenen Miene vorbeigegangen seien und fügte noch hinzu: Gott gebe, daß ich mich irre, aber mir scheint, daß sie heute etwas Besonderes vorhaben. Denn selbst die Mittelknechte gingen mit frisch abgeschnittenen Stöcken.

„Unsere Ezerliner haben immer verwegene Mienen,“ entgegnete ich mit Genugthuung.

„Wer weiß, ob sie sich nicht mit den Leuten von Moraków gegen die Chawlodniaken verabredet haben, denn schon seit mehr als zehn Jahren lebt Moraków mit Chawlidno in Feindschaft. Wenn wir in Golańcz ankommen, so sage doch ja dem Czajka, daß er unsern Leuten befiehlt, sie möchten sich in keine Schlägerei einlassen. Denn diese Feindschaft wird noch in Koronowa enden.*)

Das weitere Gespräch hierüber wurde durch das Geräusch einer Briczka und Peitschenknall unterbrochen. Es war Herr Gromadzinski, ein Cavalier auf Freiersfüßen, der mit vier Pferden vorüberfuhr. Sein Kutscher war ein perfekter Feuerwerker mit der Peitsche, denn er wußte

*) D. h. in dem Gerichtsgefängniß zu Koronowa.

recht gut, daß sein Herr ihm deshalb gewogen war und für lautes Knallen ihm mehr als ein Vergehen nachsah. Je mehr wir uns Golańcz näherten, desto verschiedenere Fuhrwerke, große und kleine Briczken, zeigten sich von allen Seiten.

Von Dleszno kam der 80jährige Laktanski in einem gelben Phaeton auf Federn, mit vier braunen Stuten bespannt, denen vier Füllen im langsamen Schritte nachfolgten. Hinter ihm der Deconom und dessen Frau in einer zweispännigen Briczka. Aus Moraków kam Herr Bredkraicz in einer Kariole, ein Wittwer, mit 5 Pferden in krafauer Geschirr. Aus Faktorrowo kam der Proviantschreiber auf einem Rapphengste dahergesprengt. Der Herr Bürgermeister aus Kchnia brauste vorbei mit einem Dreispänner; denn auf der Briczka fuhr er seine Frau, zwei ledige Schwestern und noch einige Kinder. Mit einem Worte, wohin man sah, eilten die Leute nach Golańcz, und alle gepuzt und munter, denn der Tag Porcyun kuli war auf zwei Meilen in der Runde berühmt.

Fürchtete ich nicht den Vorwurf der Weitschweifigkeit, so würde ich die Stadt Golańcz mit ihrem weißen, wie ein Schusterpfriem zugespitzten Pfarrthurm, mit den rothen Mauern des Bernhardinerklosters, mit ihren sechs Gäßchen, mit dem viereckigen Marktplatz, mit ihrer braven, größtentheils katholischen, kleineren Theils jüdischen und noch kleineren Theils evangelischen Einwohnerschaft beschreiben. Ich würde beschreiben alle mir vom Kinde bis zum Greise bekannten Städte, die Handwerker, Ellenwaarenverkäufer und Pfefferkrämer, ferner die

Lammfellhändler und Gartenpächter. Ich würde beschreiben den Wagenfabrikanten Herrn Hoffmann und dessen Familie, den Stellmacher Brzyczyński in der polnischen Kapotte und Herrn Abraham Kaufmann, der ein besonderes Zimmer für den Adel und eine Schankstube für die Bauern hatte, dabei alle Waaren vom Salz bis zum Zucker, Pulver und Blei nicht ausgenommen, für das ich jährlich 20 bis 30 Thaler zahlte. Ich würde auch jene Mauern im Obstgarten des Edelhofes beschreiben, welche Ueberbleibsel jenes Schlosses sind, in dem 1656 eine Handvoll Tapferer im Kampfe gegen die Schweden ein blutiges Ende gefunden.

Ich würde weiter beschreiben den sehr ehrenwerthen Pfarrer und spätern Dekan Celler, von dem ich stets verhätschelt wurde und bei dem ich nicht wenig Äpfel und Birnen vertilgt habe. Ich würde den gastfreien Guardian und die ganze Bruderschaft der Bernhardiner beschreiben, nicht zu vergessen den Priester Majkowski, der ehemals als Sergeant im Heere gedient und jetzt im Alter Prediger im Kloster geworden war und alle Sonntage um einen andächtigen Seufzer „für die Seelen der im Schlachtgewühl gefallenen Brüder“ bat; ja, ich ließe selbst nicht einmal den Organisten der Pfarrkirche aus, welcher privatissime den Teufel aus Besessenen auszutreiben verstand und dafür Grütze, Talg, ein Gebund Garn und zuweilen auch ein Ferkel empfing, je nach dem Vermögen der Zeugen bei diesem Exorcismus. Aber zu alledem ist jetzt nicht Zeit; denn heute ist Dienstag und ich habe zu morgen, Mittwoch, der Druckerei eine

Schmieralie (Ramotka) zugesagt. Ich kann also keine ganzen Bände voll schreiben, noch mich über 30erlei verschiedene Leute auslassen, wenn ich darüber mit meiner Erzählung nicht zu Ende käme; denn es ist auch wieder nicht möglich, am Ende des Jahres eine Erzählung ohne Ende drucken zu lassen; ich gehe also lieber gleich auf mein Hauptziel los.

Nach dem feierlichen Gottesdienste lud der Guardian „alle Wohlthäter und Gönner des Klosters“ ein zu einem bescheidenen klösterlichen Mittagsmahl. Er fuhr dann vor mit einem Mahle, bestehend aus zwei Suppen, nämlich einer Krebs- und einer Einbrennsuppe, aus Pastetchen und Stufade nach Benediktinerart, aus Flaki *) mit Ueberguß, aus einem Hühnerfricasse mit Stachelbeeren, aus einer Mehlspeise mit Himbeerjast, aus Kalbsbraten und Wild mit Äpfelcompot, an welchem weder Zimmet noch Nelken gespart waren, und aus Kuchen, die der Koch des Herrn Ulatowski ausgezeichnet gebacken hatte. Der Wein war natürlich dem Mahle angemessen, und nicht etwa der Garniec **) zu 8, auch nicht zu 10 Gulden, nein, zu 2 Thalern und zwar von Zapalowski aus Wangrowiec, worüber der Golańczer Weinhändler Abraham Kaufmann noch lange einen heftigen Groll gegen das Kloster hegte.

Nach Tische, während die Damen im Klostergarten die schönen Schafe bewunderten und die Herren beim

*) Kalbaunen.

**) = 4 poln. Quart.

schwarzen Kaffee über die begonnene Ernte und über Politik verhandelten, wurde gemeldet, daß in der Schenke, die zum Edelhofe gehörte, sich zwischen den Bauern eine blutige, mörderische Schlägerei entsponnen habe. Auf diese Nachricht eilten mehrere Edelleute, unter ihnen mein Vater, dem auch ich mich angeschlossen hatte, schnellen Schrittes nach dem Kampfplatze.

Auf die Straße tretend, hörten wir Trommelwirbel und entsetzlichen Lärm. Die Trommel schlug der Sattler Hoffmann und neben ihm, dicht an der Mauer des Klosters, stand die ganze bewaffnete Macht, d. h. der Sekretair des Bürgermeisters und zwei Polizeidiener. Den Lärm aber verursachten die um Hilfe rufenden Frauen, deren Männer an der Schlacht theilnahmen.

Schon 500 Schritte vom Kampfplatze drang ein dumpfer Schall an unser Ohr, ähnlich dem Schlagen der Dreschflegel auf die Tenne. Das waren die Stockschläge auf die harten Schädel der sich raufenden Ritter. Als ich, den Andern voraneilend, auf den Ring kam, schlug gerade Wojciech Trzpiel, ein unverheiratheter Bauernwirth aus Czerlina, mit der abgebrochenen Deichsel einer Fuhrmannsbriczka auf einen Hieb 5 bis 6 Chawłodniaken zu Boden. Dagegen zerschmetterte der Knecht Smola aus dem Dorfe Tomczye mit einer Stange Stabeisen, die er aus Abrahams Laden genommen, die Knechte aus Moraków. Seitwärts schlug man sich mit eisenbeschlagenen Stöcken à la molinet, d. h. paarweise Freund und Freund, Rücken an Rücken. Vor der Bude am Rathhause zog Walek den Sobek und Sobek den Walek mit

beiden Händen an den langen Haaren zur Erde nieder und ein muthiges Weib bearbeitete Sobek's Rücken tüchtig mit Steinen. Ueberall floß Blut und schweres Stöhnen rang sich aus der Brust der Kämpfenden.

Nachdem ich den Trzpiel entwaffnet, entriß ich auch dem Smola seinen Eisenstab und trennte den Sobek vom Walek. Die Anwesenheit der Geistlichen und der benachbarten Gutsherrn beschwichtigte die Uebrigen. — In einem Augenblicke hörte der Mordkampf auf, und als der Sattler mit lautem Trommeln und der vor Furcht zitternden bewaffneten Macht auf dem Marktplatz erschien, hatte schon jeder Herr seine Leute mit strengem Befehl nach Hause geschickt. Jetzt folgten die Erzählungen der Städter von dem gehaltenen Schrecken; die Redseligkeit der Stadtfrauen erwachte auf's Neue; das Geschnatter der aus den Verstecken hervorkommenden Juden, von denen jeder dem ihm am meisten bekannten Herrn zu Munde redete mit seinem parteiischen Zeugnisse, das Lamento der Jüdinnen, die ihre Käse, Heringe, Birnen und Brezel im Sande suchten; das Alles dauerte, ich weiß nicht wie lange, denn nach dem Befehl meines Vaters begab ich mich auf dem Klepper des Dekonomen an den Kreuzweg hinter dem Kloster (wo die Leute von Moraków in starken Haufen auf die Chawłodniaken warteten), um dort eine Erneuerung der Schlägerei zu verhindern.

Den 6. August desselben Jahres, Morgens 8 Uhr, nahmen Platz hinter dem Sessionstisch im Gerichtszimmer des Bürgermeisters von Golańcz: der ehemalige

Oberst Chlapowski, ein Mann von unschätzbare Redlichkeit, und zu jener Zeit Friedensrichter in Wagrowiec, ferner der würdige Landrath Dembinski und Herr Stieglitz, der etwas schielende Gerichtsprotokolliſt. An der Thür standen zwei Gensdarmen in grüner Uniform. Ich ſetzte mich an's Fenster und blickte mit tiefem Mitleid auf die weinenden Frauen und auf 30 Bauern, die, von preußischer Infanterie bewacht, daſtanden. Der Friedensrichter, zu deſſen Funktionen nach preußiſcher Einrichtung auch die Zuchtpolizei gehörte, diktierte dem Herrn Stieglitz: „Geſchehen zu Golańc den und den u. ſ. w.“ Dann beſah er den Juden Herſchel, den Pächter der herrſchaftlichen Schenke, hereinzurufen, der bereits vor der Thür gewartet hatte.

Herſchel war ein langer, magerer Iſraelit mit fuchsrothen Haaren und grauen Augen, aus denen die höchſte Durchtriebenheit und Schlaueit mit ungewöhnlichem Feuer leuchtete. Außerdem jedoch malte ſich auf ſeinem Geſichte auch Angst und Schrecken; denn obgleich er wußte, daß er bei dieſer Sache unſchuldig war, ſo fürchtete er doch durch ſeine Ausſage die alle Sonntage bei ihm zehenden Bauern zu verrathen und dadurch Verrath an ihrer ihm ſo einträglichem Freundschaft zu begehen oder gar ihre Rache gegen ſich hervorzurufen. Er beſchloß daher ſo zu antworten, daß er Niemanden bloßſtellte.

„Wie heißt Du?“

„Herſchel Zunker.“

„Wie alt?“

„Bald 40 Jahre.“

„Religion?“

„Jude.“

„Biſt Du der Pächter der herrſchaftlichen Schenke?“

„Wenn ich hab' den auf 3 Jahre vom Herrn Priester Ryterski gefertigten Contract, muß ich wohl ſein der Pächter.“

„Warſt Du am 2. Auguſt d. J. zu Hauſe anweſend, während des Ablasses Portiunculæ?“

„Wenn ich hab' die Pacht vorausgezahlt, warum ſollte ich denn geweſen ſein abweſend?“

„Ich frage nicht, ob Du die Pacht bezahlt oder nicht bezahlt haſt, ſondern ich verlange zu wiſſen, ob Du am beſagten Tage in der Schenke zugegen warſt oder nicht?“

„Warum hätte ich nicht ſein ſollen zugegen?“

„Du warſt alſo zu Hauſe?“

„Meine Frau war zu Hauſe, meine Kinder waren zu Hauſe und ich war zu Hauſe.“

„Wie begann denn eigentlich bei Dir der Streit zwischen den Bauern von Chawłobno und Moraków.“

„Welcher Streit? Hab' ich doch keinen Streit gehört.“

„Du weiſt alſo von gar keinem Streit?“

„Ich weiſſe auch nicht von dem allerkleinſten Streit.“

„Und Du kannſt darauf in der Synagoge und im Todtenhemde ſchwören?“

Herſchel erbleichte, blickte zu mir herüber und erwiderte dem Richter mit ganz veränderter Stimme:

„Erleuchteter Richter! Wenn ich ſoll ſchwören, werde ich ſagen die reine Wahrheit. Hab' ich geſeſſen hinterm

Schenktisch und hab' gesprochen mit einem Menschen, was vorüberging, was sich hat bei mir erkundigt nach einem Dienst bei einer benachbarten Herrschaft. Und als ich ihm hab' gesagt, daß er könnt' vielleicht geh'n als Meier zu Herrn Bredtrajcz in Moraków, weil sie dort einen fortgeschickt haben; richtig! da kommt zu gehen herein der schwarze Kube aus Chawłodno und hinter ihm drängten sich die Bauern ins Zimmer, denn im Kloster läutete es schon zum Gottesdienst. Da ruft der schwarze Kube ganz lustig: „Herschel, gib uns Chawłodniaken ein Stof Schnaps!“ Und da hörte ich auf zu reden mit dem Menschen, was vorbeiging und bück' mich wieder zum Faß, zapft' ein Stof Braantwein und gab's meiner Tochter, daß sie's soll hintragen den Leuten von Chawłodno auf den Tisch. Und da stand auch schon beim Schenkstisch der Schulze von Moraków und rief: „Herschel, zwei Stof für uns!“ Wußt' ich doch, daß bezahlt der Schulze und hab' ihm gemessen ein die zwei Stof und sie gegeben in zwei Krügen, und dazu blecherne Stampen und hab' gefragt, ob er wird nicht brauchen Semmel oder weizenés Gepäck zum Anbieten?“

„Und was gab es weiter?“

„Erleuchteter Richter! noch Nichts hat's gegeben; denn es ist ja eben erst im Anfang der Ernte, also muß ich borgen den bekannten Knechten bis zum Herbst.“

„Du bist dumm! ich frage, was nachher geschah?“

„Was hätt' sollen geschehen? Die Bauern haben getrunken den Schnaps.“

„Aber wer hat den Streit angefangen?“

„Ist doch gewesen gar kein Streit.“

„Du sagst also aus, daß Du gar keinen Streit gehört hast?“

„Das heißt: der schwarze Kube hat gesprochen sehr laut mit dem Schulzen; das hab' ich gehört.“

„Wer hat den Andern zuerst geschlagen?“

„Keiner hat geschlagen; warum sollt' er schlagen? Ich hab' Nichts davon gehört, Nichts weiß ich!“

„Hör' Jude! ich wiederhole: Alles, was Du hier zu Protokoll giebst, wirst Du noch heute in der Synagoge durch einen Schwur erhärten.“

„Erleuchteter Richter! auch ohne Schwur kann ich nichts Falsches diktiren. Als der schwarze Kube hat gesprochen sehr laut mit dem Schulzen, da hat der schwarze Kube gehabt einen Stock in der Hand und hat ihn aufgelegt auf den Schulzen, aber er hat ihn gleich wieder genommen fort.“

„Wer hat aufgelegt?“

„Der schwarze Kube aus Chawłodno.“

„Aber was hat er aufgelegt?“

„Seinen Stock.“

„Also hat der Kube den Schulzen geschlagen?“

„Gott behüt! Wer hat denn so Eppes gesagt?“

„Du hast gesagt, er habe den Stock aufgelegt.“

„Aber er hat ihn doch gleich wieder genommen weg.“

„Hat der Schulze seinen Stock auch auf den Walet gelegt?“

„Der Schulze hat ihn auch gelegt auf den Walet.“

„Haben sie sich oft die Stücke aufgelegt?“

„Nü, mag sein zehnumal.“

„Welcher hat den Andern zuerst verwundet?“

„Was? verwundet?“

„Ja wohl, es gab Blut, denn bis heute sind noch rothe Flecke auf dem Fußboden.“

„Ja, es hat gegeben Blut, ganz recht, katholisches Blut; aber daß hat Einer den Andern verwundet, das hab' ich doch nicht gesehen.“

„Woher denkst Du denn, daß das Blut gekommen sei?“

„Erleuchteter Richter! vielleicht ist es gewesen von Kube seinem Stock oder aus dem Walek von Tomczye seinem Kopf, denn der ist auch da vorbeigekommen, aber ich hab' doch nichts gesehen; ich hab' gemacht die Augen zu und hab' geschrien: *Hi wai!*“

Nachdem der Richter noch einige Fragen gestellt und die sonderbaren Ausdrücke und Redewendungen in den Antworten Herschels lächelnd und gütig angehört hatte, wurden nach der Reihe die Schuldigen selber vorgeführt. Doch von irgend Jemand darüber unterrichtet, daß sie als *Complices facti* nicht zum Schwur zugelassen werden könnten, logen sich die Bauern durch, so gut es gehen wollte. Als Zeugen traten diejenigen Städter auf, die nur wenig gesehen. Der Gensd'arm veränderte seinen ersten Bericht, und so erschien das ganze Vergehen der Schuldigen bei Weitem geringer, als man anfangs gedacht hatte, besonders da auch der Kreisphysikus auf Pflicht und Gewissen berichtete, daß von 17 Verwundeten keiner sterben werde.

Wir brachten den Rest des Tages in der Pfarrei beim Priester Celler zu, wo der Richter Chlebowski an 34 Silbergroschen im Whist verspielt und der Landrath mit einem blauen Auge davon kam, d. h. weder gewann, noch verlor.

Den 28. August, also 3 Wochen später, an meinem Namenstage, gleich bei Sonnenaufgang, wurde ich durch das Knurren meines Thyas, der neben meinem Bette lag, und durch ein Geräusch auf der Hausflur geweckt. Indem öffnete sich die Thür und hereintraten zwei Mädchen im Festanzuge und sechs Knechte. Das war eine Gesandtschaft der Nachbardörfer, die abgeordnet war, mir für meine Vermittelung am 2. und 6. August zu danken, eine Gesandtschaft der redlichen Bauern mit Glückwünschen zu meinem Namenstage nebst einem Geschenke von Rüssen und frisch ausgeschnittenem Honig in Waben.

„Meine Schwesterchen und Ihr, meine Brüder,“ sagte ich zu den Deputirten, „was ich gethan habe, entsprang aus reiner Liebe zu Euch. Ich nehme Eure Geschenke an, um Eure dankbaren Herzen nicht zu kränken; aber ich bitte Euch zugleich, daß Ihr Euch in Zukunft in jeder Verlegenheit vertrauensvoll an mich wendet ohne alle Geschenke, denn mein Taufvater Matthäus hat mich gelehrt, daß es sich nicht gezieme, für ein christliches Werk Belohnung anzunehmen.“

Biographische Notizen

Der Verfasser der in dieser Sammlung enthaltenen
Erzählungen und Skizzen

I. Janaž Chodźko.

Janaž Chodźko, der jetzt, 65 Jahre alt, auf seinem noch vom Vater und Großvater ererbten Gute bei Wilna in Lithauen lebt, zählt zu den beliebtesten Erzählern, welche die polnische Literatur aufzuweisen hat.

Zu welcher Kunstgattung seine Erzählungen gehören, ob sie Romane oder Novellen sind, ist schwer zu bestimmen; er selbst nennt sie „*Bilder und Sagen*“. Wenn fast alle seine Erzählungen sich auch nicht zur Höhe des eine Cultur-Epoche in ihrer Totalität abspiegelnden Sitten- oder historischen Romans erheben, so sind sie doch trefflich gezeichnete, gut gruppirte und warm colorirte Genrebilder. Alles, was er schreibt, zeugt von Tiefe des Gefühls, von sittlichem Ernste, von Liebe zu seinem Lande und Volke, von der Gabe, anschaulich zu schildern und die Scenerien spannend vorzuführen und von jenem lebenswürdigen, gutmüthigen Humor, welcher den meistens der nähern oder fernern Vergangenheit angehörenden Stoff vergeistigt und der Gegenwart näher rückt.

Wenn ein unlängst über Chodzko in der Warschauer illustrierten Wochenschrift (Nr. 29) erschienener Artikel meint, daß ihn ein gewisser „retrospectiver“ Zug kennzeichne, und daß seine Schreibart „dem alten noch von seinen Ahnen erbauten und eingerichteten Lamus*) gleiche,“ der im Innern mit den Bildnissen der Vorfahren geschmückt ist und in welchem Chodzko selbst seine „Bilder“ entwarf und niederschrieb, so ist das wahr, doch kann es unmöglich so verstanden werden, als hätte Chodzko einen der Gegenwart und ihren Interessen feindlich abgewendeten Geist.

Freilich auch Chodzko wurde von der Bewegung ergriffen, die das Auftreten des großen Dichters Adam Mickiewicz in der polnischen Literatur veranlaßte und welche in Polen gewöhnlich als romantische Schule bezeichnet wird, worunter man aber, ganz anders als in Deutschland, im Grunde nichts Anderes, als ein Zurückkehren aus den kalten Regeln und von der steifen Composition der französischen Pseudoklassik zu der Natur, zur wahren Begeisterung und zu nationalen Stoffen verstand. Auch Chodzko wurde in diesem Sinne Romantiker, obgleich erst nach langem Sträuben, wie er denn seine damalige Apologie jener Klassicität, unter deren Einflusse er aufgewachsen war, sehr amuthig in einem Werkchen geschildert hat, welches uns unter dem Titel „Zwei Gespräche aus der Vergangenheit“ Bilder aus drei auf einander folgenden Generationen und besonders aus deren socialen und literarischen Anschauungen vorführt.

Chodzko gehört der alten lithauischen Familie der Borejko-Chodzko an und wurde im Jahre 1795 auf dem Gute seines

*) Lamus ist ein feuerfestes Gewölbe, welches zur Aufbewahrung von Familienschätzen und Vorräthen dient.

Großvaters von Mutterseite geboren. Im Jahre 1811 bezog er die Universität zu Wilna, wo er im folgenden Jahre den Durchzug des napoleonischen Heeres erlebte, der ihm Stoff zu seinen „Denkwürdigkeiten eines Klosterquästors“ gab. Unter den Universitätslehrern hatte besonders der Professor der Literatur Eusebius Stowacki Einfluß auf seine ästhetische Ausbildung. Schon in seinem 19. Jahre (1814) kehrte Chodzko von der Universität mit dem Grade eines Magisters der Philosophie nach Hause zurück. Dort starben ihm schnell hinter einander Vater und Mutter. Dafür fand er aber an seinem würdigen Oheim, Johann Chodzko, einen väterlichen Freund, der dem Leben des Jünglings dadurch, daß er dem jungen Manne zu Bekanntschaften mit Literaten verhalf, eine idealere Richtung gab. Wenn Chodzko dann von diesen Besuchen beim Oheim in Wilna nach Hause zurückkehrte, fand er am eigenen Heerde einen lebenswürdigen und interessanten Gesellschafter in einem sogenannten Residenten seiner Familie. — Hier ist der Ort, von einer schönen polnischen Sitte zu sprechen. Vermögende adlige Familien gaben andern Edelleuten, die an und für sich achtungswürdige und angenehme Gesellschafter waren, denen es aber im Leben nicht hatte glücken wollen, als Freunden vom Hause Zuflucht an ihrem Heerde, und sie dagegen pflegten ihrerseits Freud' und Leid der Familie mit dankbarem und mitfühlendem Herzen zu theilen. Sie waren Gesellschafter und Erzähler beim Becher, Rathgeber in wichtigen Angelegenheiten, Helfer mit Kopf und Arm in Zeiten der Gefahr. Solch' einen Residenten hatte auch der junge Chodzko noch vom Großvater gewissermaßen als Erbstück überkommen. Es war Herr Michael Lawrnowicz, ein ehemaliger Hofbeamter des Fürsten Radzivil und anderer

lithauischer Magnaten. Das treue Gedächtniß dieses wackern und erfahrenen Greises war eine unerschöpfliche Fundgrube von merkwürdigen historischen und socialen Erinnerungen aus dem 18. Jahrhunderte und ein immer lebendiger Quell von Volksagen. — Vieles von Dem, was heute das lesende polnische Publikum in den Schriften Chodzko's so erfreut, was ihm so zu Herzen spricht, hat Chodzko selbst, wie der Verfasser jenes oben erwähnten Artikels sagt, als „Fideicommiß“ überkommen, um es später zum Nutzen seiner Landsleute zu verwalten und auszubeuten. — Die eigentliche literarische Anregung empfing aber Chodzko erst durch seine genauere Bekanntschaft mit Anton Eduard Odyniec und Julian Korzak, die, wenig jünger als er, seine Freunde wurden und ihm für sein ganzes Leben treu gesellt blieben. In, nachdem er sich in seinem dreißigsten Jahre verheirathet hatte, traten ihm diese beiden namhaften Literaten, von denen der erstere zu den bedeutendsten dramatischen Dichtern seines Landes zählt, und der zweite die bis jetzt beste polnische Uebersetzung der Divina comoedia geschrieben hat, auch als Verwandte näher, indem sie zwei Schwestern seiner Gemahlin heiratheten.

Seidem sich Chodzko häuslich niedergelassen, widmete er sich neben den Berufsgeschäften, die ihm als Gutsherr oblagen, mit großer Vorliebe gelehrten und schönwissenschaftlichen Studien. Die ersteren hatten seine Aufnahme in die Krakauer „wissenschaftliche Gesellschaft“ und in die archäologische Commission zu Wilna, so wie sein Amt als Ehrenkurator seines Kreises zur Folge. Seinen schönwissenschaftlichen Studien aber verdankt die polnische Literatur eine Reihe von Schriften, die im besten Sinne des Wortes populär wurden. Außer mehreren kleineren Schriften, die in lithau-

schon Journalen zerstreut sind, hat er fünf Serien „lithauischer Bilder“ und drei Serien „lithauischer Sagen“ geschrieben, und zwar enthalten die „Bilder“ folgende Erzählungen: Das Häuschen meines Großvaters (1847) — Die Ufer der Wilia (3 Bände, 1851) — Denkwürdigkeiten eines Klosterquästors (3 Bände, 1851) — Der Jubilar. Der Schutzgeist. Der Autor als Freierwerb. Das Ehrenfräulein. (2 Bände, 1851) — Die Edelsitze auf dem Antokol (der Vorstadt von Wilna) (2 Bände, 1854). Dagegen enthielten die lithauischen (als romantische Erzählungen behandelten) „Sagen“ in der ersten Serie verschiedene kleinere Sagen, die mit dem Bilde des Autors (1852) erschienen, in der zweiten: Zegota Milanowski von Milanow (1854), in der dritten: Der Einsiedler in Proniung (1858). — Seine oben erwähnten Zwei Gespräche aus der Vergangenheit, die wir vielleicht in einer Fortsetzung dieser Sammlung übersetzen werden, sind 1857 erschienen. Durch den Verlust seines einzigen Kindes, einer zärtlich geliebten Tochter, die vor etwa zwei Jahren starb und ihm mehrere Enkel zur Erziehung hinterließ, wurde der greise Dichter schwer niedergebeugt, und schien vorläufig keine Muße zu neuen Productionen zu finden. Doch gegenwärtig bringt wieder der Wilnaer Kurier eine Fortsetzung seiner lithauischen Sagen, die sehr gelungen sein soll.

überlassen. Bei der Durchreise durch Lemberg sah der Knabe das erste Theater, und der Eindruck, welchen diese wenigen Vorstellungen auf die lebhafteste Phantasie des empfänglichen Kindes machten, war so nachhaltig, daß man sagen könnte, von diesem Augenblicke an datire sich seine Vorliebe für das Drama. Im Gymnasium zu Czerniowic, wo Korzeniowski's Verwandter wohnte, blieb der Knabe jedoch nur ein Jahr, weil sein Vater, ein alter Edelmann von ächt polnischem Schrot und Korn, es sehr ungnädig aufnahm, daß sein Söhnchen zum Namenstage der Mutter einen deutsch geschriebenen Glückwunsch einsandte und weil er befürchtete, der Knabe möchte sich auf der dortigen Schule und unter der Aufsicht einer deutschen Cousine völlig germanisiren. — Um diese Zeit begann das im Jahre 1805 eröffnete Gymnasium zu Krzemieniec in Ruf zu kommen. Im Jahre 1808 wurde auch Korzeniowski auf diese Schule gethan, wiewohl das seinem Vater Unkosten verursachte, die demselben in seinen keineswegs glänzenden Umständen sehr schwer fielen. Bald zeichnete sich Korzeniowski durch Fleiß, Fähigkeit und Betragen aus und schon von seinem 15. Jahre an erwarb er als Correpetitor und Aufseher jüngerer Schüler so viel, daß er nicht nur selbst seinen Unterhalt bestritt, sondern auch noch einen jüngeren Bruder und ärmere Kollegen zu unterstützen vermochte. Als Korzeniowski der Beendigung des Schulcurfus nahe war, wurde (1818) das Gymnasium durch den damaligen Curator des Wilnaer Lehrbezirks auf's Genaueste inspizirt und die Leistungen der Schüler einer langen und tief eingehenden Prüfung unterworfen. Bei dieser Gelegenheit that sich Korzeniowski in jeder Beziehung so sehr hervor, daß der Curator ihm als Beweis der Anerkennung und des Wohlwollens zweierlei vorschlug: entweder auf Kosten der Regie-

II.

Joseph Korzeniowski.

Zu dieser kurzen Notiz über Joseph Korzeniowski habe ich keine andere Quelle, als einen Artikel von Kasimir Wladislaw Wojcicki, den dieser freilich schon vor zehn Jahren in den „Lebensbeschreibungen berühmter Männer“ herausgab. Diesen Aufsatz habe ich, was die letzten Werke des Schriftstellers betrifft, so gut ich konnte, aus eigenen Erinnerungen ergänzt.

Joseph Korzeniowski wurde am 19. Mai 1797 in Galizien, eine halbe Meile von Brody, geboren, wo sein Vater ein kleines, aber schön gelegenes Gutchen besaß. Nachdem Korzeniowski in den ersten Elementen der Schulwissenschaften zu Hause vorbereitet worden, ward er, 8 Jahre alt, auf die Normalschule in Brody geschickt. Später besuchte er das österreichische Gymnasium zu Zbaraz, wo er jedoch nur die Infima durchmachte. Ein kinderloser und reicher Neffe seiner Mutter, welcher in der Bukowina angeessen war, bewog Korzeniowski's Eltern, ihm den Sohn zur Erziehung zu

nung die Universität Wilna zu beziehen und dort Philologie zu studiren, oder nach Warschau zu gehen und dort in einem der angesehensten Häuser die Stelle eines Lehrers und Erziehers bei einem sehr hoffnungsvollen Knaben zu übernehmen. Korzeniowski zog das letztere Anerbieten vor, weil er hoffte, in Warschau leichter in Verbindung mit Literaten zu kommen, denn jenes Haus war eben durch Gesellschaften bekannt, zu denen sich fast alle damals in Polens Hauptstadt lebende Schriftsteller von Ruf versammelten. Zudem mußte er auch daran denken, so bald als möglich Etwas zu erwerben, um Eltern und Bruder unterstützen zu können. Im Jahre 1819 kam Korzeniowski also nach Warschau und trat die erwähnte Stelle an; doch entsprach dieselbe seinen Wünschen nicht vollständig, so daß er bald eine andere Stelle als Bibliothekar beim Grafen Zamoycki vorzog, in welcher er bis 1823 verblieb. Im letztgenannten Jahre verheirathete er sich mit der Tochter eines seiner Zeit berühmten Zeichners, des Professors Sigismund Vogl.

Inzwischen hatte er sich um das Katheder der polnischen Literatur, am Gymnasium zu Krzemieniec beworben, das seit dem Tode Feliński's vacant war. Nachdem Korzeniowski's Inauguralschrift vom Senat der Wilnaer Universität für gut befunden, erhielt er die Ernennung zu seinem öffentlichen Lehramte am 1. September 1823. An der berühmten Bildungsanstalt, die ihn selbst erzogen und mit ihm noch manchen andern Literaten, der sich einen Namen gemacht hat, an diesem polnischen Schulpforta wirkte Korzeniowski zehn Jahre hindurch als Lehrer, welche Zeit er den ernstesten Studien seines Faches und fremder Sprachen und Literaturen widmete, zum Theile jedoch auch schon belletristischen Arbeiten. Im Jahre 1833 wurde das Gymnasium zu Krzemieniec auf-

gehoben und statt dessen und theilweise auch mit dessen Lehrkräften die Universität zu Kiew errichtet. Bei dieser aber war kein Lehrstuhl der polnischen Literatur. Korzeniowski wurde also zum Adjunkten des Professors der lateinischen Sprache und der römischen Alterthümer ernannt. Fünf Jahre später wurde er Direktor des Gouvernements-Gymnasiums zu Charkow, welches Amt er bis 1846 bekleidete. Von da ab wohnte Korzeniowski in Warschau und war nach einander zuerst Direktor des Gouvernements-Gymnasiums dieser Stadt, später Schulvisitator, und gegenwärtig ist er außerdem noch auch Mitglied des Rathes der öffentlichen Erziehung.

Nach manchen wissenschaftlichen und ästhetischen Vorarbeiten und nach einem sorgfältigen Studium der größten englischen und deutschen Dramatiker, besonders Shakespeare's und Schiller's, *) trat Korzeniowski auch selbstschöpferisch mit dramatischen Dichtungen hervor, die ihm bald einen großen Ruhm erwarben. Er hat diesen Ruhm verdient durch treffliche Charakterzeichnung und wahrhaft künstlerischen scenischen Ausbau seiner Dramen, ebenso wie auch durch eine würdige, sittliche Richtung, durch die schwunghafte Kraft, welche den Styl seiner Tragödien und Schauspiele, und durch die feine,

*) Korzeniowski hat *Kabale und Liebe*, *Maria Stuart* und *Wilhelm Tell* übersetzt; jedoch nur das erste dieser Werke wurde auf der Warschauer Bühne dargestellt, die beiden andern Uebersetzungen sind nie herausgegeben worden und wahrscheinlich verloren gegangen. Es ist dies um so mehr zu bedauern, da das, was Korzeniowski aus Shakespeare übersetzt und herausgegeben hat, nämlich *König Johann* und *Richard II.*, ein Meisterwerk der Uebersetzungskunst ist und in der polnischen Literatur denselben Rang einnimmt, wie die Schlegel-Tiedtke'sche Uebersetzung in der deutschen.

schalkhafte Grazie, welche den Styl seiner Komödien kennzeichnen. Neben ihm können von den jetzt lebenden polnischen Dichtern für das Drama oder vielmehr nur für das dramatische Gedicht — denn im bühnengerechten Drama hat Korzeniowski keinen Nebenbuhler — nur Odhniec und Stowacki, für die Komödie nur der Graf Alexander Fredor und Friedrich Starbek genannt werden.

Von den mehr als 40 größeren und kleineren dramatischen Werken Korzeniowski's nennen wir nur die vorzüglichsten, die sich verdienstermaßen stets auf dem Repertoire erhalten haben. Es sind folgende Schauspiele: Das Bergvolk der Karpaten — Die Frau Kastellanin — Die Schriftstellerin, dann die historischen Tragödien: Andreas Batory und Demetrius und Maria, endlich viele Komödien, unter anderen: Der alte Mann — Die Juden — Die Fabrikanten — Ein verheirathetes Fräulein — Die junge Wittwe — Die Verlobung der Schauspielerin — Das Fenster auf dem ersten Stocke — Die Vermittlerin — Die Poststation zu Hulczy — Meister und Geselle — Die alte Kokette — Ein Qui pro quo — Freier und Edelmann — und das noch im vorigen Jahre gekrönte Preislustspiel: Vermögen und Namen und das neueste: Der Klätischer.

Wenn Korzeniowski als dramatischer Dichter das historische Verdienst hat, einer der Ersten gewesen zu sein, die sich auf dem Gebiete der Tragik und Komik von der Pseudoklassik emanzipirten und statt der bis dahin üblichen gereimten Verse, den von ihm meisterhaft behandelten ungereimten fünfßüßigen Jambus zur Geltung gebracht zu haben, so nimmt er auch als Erzähler einen namhaften Rang ein.

Er bildet als gewandter Darsteller einer mehr realistischen Auffassung des Menschenlebens eine erfreuliche Ergänzung zu Kraszewski's idealer, mehr dem Seelenleben Rechnung tragender Richtung.

Von Korzeniowski's Erzählungen nennen wir hier als die beliebtesten die Novellen: Dienstag und Freitag — Der Dank — Eine Ballscene — zwei Bände kleinerer Erzählungen, unter denen besonders die Genrebilder: Das Kreuz auf der Steppe — Nach dreißig Jahren — Der Guardian — sich auszeichnen, ferner die Romane: Der Spekulant — Wanderungen eines Originals — Der Emeritus — Der Buclichte — Die Verwandten, welche zum großen Theil glänzende Schilderungen der aristokratischen Gesellschaft und des Salonlebens sind.

Joseph Ignaz Kraszewski.

Wohl keiner von den jetzt lebenden polnischen Schriftstellern erfreut sich eines solchen literarischen Einflusses und gelangte zu einer so großen Popularität wie Joseph Ignaz Kraszewski. Er gehört zu den Epoche machenden Schriftstellern.

Eine Reihe von Umständen haben mitgewirkt, ihn zu dieser Bedeutung zu erheben. Zuwörderst die geistige Höhe dieses Dichters, die Energie des Ideals, welche seine Werke durchhaucht und den Leser willenlos zu stets neuen und kühnen Flügen mit fortreißt. Aber dieses Ideal würde nicht mit solcher Macht wirken, wenn es nicht aus einer Weltanschauung hervorgegangen wäre, welche die theuersten Interessen der Gegenwart umfaßt und sie auf edle, die Zukunft vorbildende Ziele lenkt. Der Ruhm Kraszewski's kann auch dadurch nicht beeinträchtigt werden, daß ihm freilich ein wesentlicher Faktor der Entwicklung der Gegenwart, nämlich die Industrie, als ein Zweig der National-Oekonomie lange nicht recht verständlich zu sein schien. Er wurde in dieser

Beziehung noch von traditionellen Vorurtheilen seines Volkes beherrscht, dessen Neigung vorzugsweise auf den Ackerbau und auf die Ausbildung aller mit demselben zusammenhängenden gesellschaftlichen Verhältnisse gerichtet ist, eine Neigung, der durch den natürlichen Reichthum des Landes nur noch Vor- schub gethan wird. Zudem blickt Kraszewski auf die Welt nicht bloß von dem Standpunkte eines Poeten im engeren Sinne, d. h. eines in Worten gestaltenden Dichters, sondern auch mit dem Auge eines zeichnenden Künstlers, denn auch ein solcher ist er; und so mag ihm der Blick auf rauchende Essen, auf Fabriken mit klappernden Webstühlen und schnurrenden Rädern, auf die ängstliche Ordnung im Leben und Wirken, auf die kaufmännische Spekulation mit ihrer oft engherzigen Berechnung, nicht eben allzusehr behagen. Vor allen andern spiegelt namentlich ein Werk Kraszewski's diese Einseitigkeit seiner Anschauung wider; ich meine die Erzählung unter dem Titel: Die Krankheiten des Jahrhunderts. Aber auch diesen Standpunkt strebt Kraszewski zu überwinden und in der Art und Weise, wie er gegenwärtig die Gazeta Codzienna (die tägliche Zeitung) redigirt, sind schon so gut wie gar keine Spuren desselben übrig.

Außer jener Idealität, von welcher Kraszewski durchdrungen ist, und die ihm auch die fehlerhaften Richtungen des jetzigen Jahrhunderts, namentlich die Gefahren des überhand nehmenden Materialismus klar aufdeckt, ist es ein in sich fester und einsichtsvoller, aber nicht geräuschvoller Patriotismus, der uns überall in seinen Werken begegnet, wenn schon derselbe von gewissen Parteien seiner eigenen Landsleute zum Theil noch nicht hinreichend gewürdigt worden.

Ein Deutscher freilich, der Kraszewski's Werke durchliest, wird an mehr als einer Stelle chokirt werden durch Urtheile

über den deutschen Nationalcharakter, die vor dem Richter-
 stuhle einer unparteiischen Kritik nicht Stütz halten können.
 Aber der Zusammenhang, in welchem solche Aeußerungen
 vorkommen, wird zugleich eine Erklärung sein, wie Kraszewski
 mit einem so aufgeklärten Kopfe und einem so edel fühlenden
 Herzen zu derartigen Ansichten gekommen ist. Sie werden
 sich indeß zuletzt stets als der ganzen Nation gemeinsam
 ausweisen, und ihr Entstehen ist aus den Schicksalen des
 Landes und Volkes und aus dessen oft feindlicher politischer
 Berührung mit den Deutschen erklärlich. Kraszewski kann
 irren und hin und wieder von Vorurtheilen beherrscht werden,
 aber der Grundzug seines Wesens ist Aufrichtigkeit und
 daher strebt er wenigstens stets darnach, jedem Volke, dem
 eigenen wie jedem fremden, Gerechtigkeit angedeihen zu lassen.
 So ist er denn auch ein unverholener Bewunderer der deut-
 schen Literatur, die ihm bis zum Ende der Schiller-Göthe'schen
 Zeit sehr gut bekannt ist.

In einem Augenblicke, wo das Prinzip der Nationalität
 bereits zur Tagesphrase geworden, trat er am hundertjährigen
 Todestage Schillers bei der Feier, welche zu Warschau,
 den Umständen nach sehr würdig, begangen wurde, im Na-
 men der Polen als Redner auf mit einer Rede, welche in
 Schillers Apotheose die der Poesie feierte und wahre und
 herzliche Sympathie für die Deutschen aussprach, denen er
 „Liebe und Frieden“ zurief. Die rabiate Partei unter seinen
 eigenen Landsleuten hat ihm einen Vorwurf aus der Bethei-
 ligung an diesem Feste gemacht und er hat Manches in Folge
 dessen zu leiden gehabt, aber ich hörte es aus seinem eigenen
 Munde, „daß er darauf gefaßt war und dennoch gethan
 habe, was zu thun er für seine Pflicht gehalten.“ — Die-
 jenigen Kreise des Publikums, welche mehr nach dem Im-

pulse des Augenblicks, als nach festen Grundsätzen handeln,
 haben zwar in letzterer Zeit Kraszewski angefeindet, und Miß-
 günstige haben besonders seine Uebernahme der *Gazeta Cod-
 zienna* in ein unvortheilhaftes Licht zu setzen versucht, aber
 alle Verleumdungen gegen ihn sind aus der Luft gegriffen,
 wie besonders ein schätzenswerther Aufsatz vom Historiker
 Michael Głizczynski (im Februarheft der Beilage zum *Czas*)
 durch Dokumente nachgewiesen hat. Uebrigens wer stets so
 freimüthig, so offen und loyal gehandelt hat, wie Kraszewski,
 wer in seinen Werken die eigenen Meinungen so ohne Rück-
 halt und ohne Schmeichelei gegen die Leidenschaften des Tages
 ausgesprochen, wie er, wahrlich an dessen Charakter kann
 auch nicht der leiseste Hauch der Verdächtigung haften blei-
 ben. Im Gegentheil hat er öfter den Grundsatz ausge-
 sprochen und durch sein eigenes Leben und durch den huma-
 nen Geist seiner Schriften bewährt, daß ein Dichter, ein
 Autor überhaupt nicht wahrhaft groß sein kann, ohne ein
 großer Mensch zu sein. Dieses höchste Lob vindicirt
 Kraszewski unserm Schiller, „dem Dichter des Ideals
 und dem Ideale von einem Dichter.“

Daß Kraszewski ein Epoche machender Schriftsteller
 wurde, verdankt er ferner zum Theil auch der Fruchtbarkeit,
 vermöge welcher er schon 30 Jahre lang das lesende Publikum
 mit Schriften aller Art beschenkt hat, mit Erzählungen des
 verschiedensten Inhaltes, mit historischen und socialen Roma-
 nen, mit lyrischen Poesien, mit Epopöen, mit Komödien, mit
 geschichtlichen, philologischen, populair-philosophischen, archäo-
 logischen, kunstgeschichtlichen und ästhetischen Abhandlungen,
 mit zahlreichen Journal-Artikeln über eine Menge interessan-
 ter Probleme der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens.
 Einen Begriff von der ungeheuren Fruchtbarkeit dieses großen

Talentes bekommt man, wenn man hört, daß er etwa 220 (freilich meistens etwas weitläufig gedruckte, mitunter aber starke) Bände geschrieben hat, ungerechnet die in Zeitschriften zerstreuten Aufsätze und eine Menge von ihm selbst zurückgehaltener literarischer Arbeiten, die wahrscheinlich nie in den Druck gegeben werden sollen.

Ein so fruchtbarer Schriftsteller, wenn er dabei noch Verständnis seiner Zeit, historischen Sinn für die Vergangenheit, Tiefe des Geistes, lebhaftes Gefühl und eine plastisch gestaltende Darstellungsgabe besitzt, wenn er außerdem noch von einem gewissen künstlerischen Instincte geleitet wird und meistens glücklich ist in der Wahl seines Stoffes — ein solcher Schriftsteller mußte wohl die Aufmerksamkeit des Publikums dauernd beschäftigen und zuerst die größte persönliche Theilnahme erregen, dann aber einen nachhaltigen Einfluß auf die humane Ausbildung seiner Stammes- und Zeitgenossen gewinnen und der literarischen Epoche, in welcher er lebte, mehr oder weniger sein eigenes Gepräge aufdrücken.

Es ist wahr! nicht in allen Fächern ist Kraszewski's Schriftstellertalent gleich sehr hervorragend. — Seinen philosophischen Arbeiten sagt man nach, daß sie das System des Hegelianers Trentowski zwar nicht völlig ergründet, aber doch dem großen Publikum den ersten Begriff von Hegel'scher Philosophie und von deren Weiterausbau beigebracht haben. Seine in gereimten Versen geschriebenen lyrischen Gedichte sollen etwas Aengstliches und Mattes an sich haben und den Eindruck machen, als ob Vers und Reim seinem in Prosa so kühnen Gedankenfluge schwere Fesseln wären, welche ihn niederziehen. — Seine Lustspiele schilderte man oft als wenig effektiv, wiewohl in neuerer Zeit alle seine auf der Bühne erschienenen Arbeiten im Allgemeinen gefallen haben; — so

viel ist gewiß, daß er auf diesem Gebiete von Joseph Korzeniowski und dem Grafen Fredro bei weitem übertroffen wird. — Sein lithauischer Epencyklus „Anafielos“ (aus dessen zweiten Abtheilung „Mindows“ ich Auszüge übersetzt habe) wird auch nicht unbedingt gerühmt. — Aber meisterhaft bleiben seine Erzählungen und Romane und seine Aufsätze über Gegenstände aus dem Gebiete der Kunst (besonders der Malerei und Kupferstichkunst), der polnischen Literatur und Alterthumswissenschaft und der Sittengeschichte der Gegenwart. Wenn diese Aufsätze auch nur meistens in den gleichen Spalten mit Zeitungscorrespondenzen und Feuilletons erschienen sind, so haben sie doch einen mehr als ephemeren Werth und werden einst dem Geschichtschreiber der heutigen Kulturgeschichte Polens ein treffliches Material liefern.

Es versteht sich von selbst, daß Kraszewski's Kunst auf dem Gebiete jener Kunstgattung, die wir Romane, Kraszewski aber und nach seinem Vorgange die meisten polnischen Schriftsteller sehr passend nur Erzählung zu nennen pflegen, *) nicht gleich wie eine gewaffnete Minerva aus dem Haupte des Jupiter hervorsprang, aber selbst seine Erstlingswerke sind nicht ohne Spuren der späteren Vollendung. **)

*) Unser Ausdruck Novelle ist im Polnischen ganz unbekannt, und wenn man unter Novelle eine Erzählung von geringerem Umfange und mit größerer mehr dramatischer Beweglichkeit, als der Roman hat, mit skizzenhafter, nicht so durchgeführten Charakterzeichnung und mit einfacherer Verwicklung versteht, so sind im Polnischen die Ausdrücke Powiastka, Opowiadanie, Obraz (d. h. kleine Erzählung, Erzählung, Bild) gebräuchlich.

**) Sehr streng und unparteiisch kritisiert Kraszewski seine ersten Erzählungen in einer Art von Autobiographie, welche jedoch nicht

Ich sage Vollendung, weil mir das Urtheil, welches ein sonst einsichtsvoller Kritiker in Nr. 17 der Illustrierten Wochenschrift von diesem Jahre ausgesprochen hat, wenn er sagt:

„Durch Mangel an Fleiß und Sorgfalt der Aus-
führung ist es gekommen, daß Kraszewski trotz seines
„ungeheuren Talentes, bis heute noch kein Werk geschaf-
fen hat, dessen Titel mit seinem Namen zusammengewachsen
wäre und diesen auf die Nachwelt bringen würde. Wenn
„Kraszewski heute aufhörte zu schreiben, so würde ihn die
„Nachwelt wohl den Schöpfer einer Epoche, aber nicht den
„Schöpfer eines Werkes nennen, vielleicht seine Erzählung:
„Die Hütte hinter dem Dorfe ausgenommen.“

Ich leugne nicht, daß die ungestüme Eile, mit der Kraszewski schreibt, von nachtheiligem Einflusse auf die künstlerische Durchführung mehrerer seiner Werke gewesen ist. Dennoch ist er durchaus kein Vielschreiber im gewöhnlichen Sinne des Wortes, denn ein solcher würde sich in 220 Bänden mehr als einmal wiederholt haben, matt oder übertrieben, nach Effekt haschend und unnatürlich schreiben, was Alles auf Kraszewski keine Anwendung findet. Vielmehr zeigte jedes neue Werk Kraszewski's zwar im Ganzen und Großen eine Unveränderlichkeit der Hauptgrundsätze und der Weltanschauung des Autors, doch in stets neuer Motivirung und Gestaltung, und auch über der flüchtigsten Arbeit auf diesem Gebiete

weiter reicht, als bis zum Anfang seiner Studentenzeit in Wilna. Diese gemüthlichen, durch die Nüchternheit und Herzlichkeit, mit welcher der Dichter seiner Jugend, seiner Verwandten und ersten Freunde gedenkt, wahrhaft anheimelnde Selbstbekenntnisse finden sich in der Schrift: Bilder aus dem Leben und von der Reise. (1843.)

schwebt ein echt dichterischer Hauch, der sie durch eine große Klugheit von der verstandesmäßigen Prosa trennt. Die meiste künstlerische Abrundung und Vollendung, d. h. die eigentlichen Vorzüge des Romans, als: Verständniß der zu schildernden Kultur-Epoche, glückliche Wahl des Stoffes, Spannung und sorgfältige Charakterzeichnung, sowohl durch Erfindung und Anordnung der Begebenheiten, als auch durch Tiefe des Seelengemäldes, und wenn eine bestimmt ausgeprägte Tendenz vorhanden, Verkörperung derselben in Gestalt und Bilder — alle diese Vorzüge scheinen mir in folgenden Erzählungen vereinigt, die auch trotz jenes Kritikers den Namen Kraszewski als den „eines Autors von Werken“ auf die Nachwelt bringen werden:

Welt und Dichter (1841). — Uiana (1843). — Die Sphinx (ein Kunstroman 1847). — Ostap Bundarczuk (1847) und dessen Fortsetzung: Zaryna (1850). Diese beiden Erzählungen, welche auch B. N. Fritze übersetzt hat, schildern zwei aus dem Volke hervorgegangene originelle und poetische Gestalten und deren spätern Standpunkt im Leben. — Familien-Angelegenheiten (1853). — Die Hütte hinter dem Dorfe (1855, schildert die Poesie des Zigeunerlebens und die Verhältnisse der Zigeuner zu dem Volke). — Zwei Welten (1856. Fortwährende Contraste zwischen zwei Welten, als Aristokratie und Demokratie, Poesie und Prosa, Kunst und Wissenschaft u. s. w.) — Eine Erzählung ohne Titel (1856. Leben eines Dichters). — Metamorphosen (1858. Ehemalige Universitätsfreunde kommen zusammen und erzählen ihr Leben). —

Unter allen den genannten Erzählungen befindet sich keine,

der man den Namen eines historischen Romanes beilegen könnte. In diesem Genre, obgleich es auch von Kraszewski angebaut wurde, wie die 1846, 52, 57 erschienenen Werke: Die Zeiten der Sigismunde, Erzählung aus dem Jahre 1574 — Der Letzte der Siekierzynscy — Der Teufel (aus dem Zeitalter Stanislaus August's) — und Die Starostin von Belzk, historische Erzählung aus den Jahren 1770—74, beweisen, ist er nicht der beste Autor und wird von dem Grafen Heinrich Nzewuski, Michael Grabowski und Sigismund Kaczkowski übertroffen.

Kraszewski's bedeutendste Werke sind sociale Zeitromane und zwar aus den verschiedensten Sphären der menschlichen Gesellschaft, denn sowohl das Volk im freien und unfreien Bauernstande, wie die Vagabunden und Proletarier, wie die bürgerlichen Familien, wie die Welt der Künstler und Gelehrten, wie die eximirte Adelsklasse, wie die Geldaristokratie, wie die Magnaten, wie die Welt- und Klostergeistlichen werden in ihnen äußerst prägnant geschildert und in ihren fortschrittsfähigen Ideen vertreten.

Es bleibt mir nur noch übrig, ein paar Worte über Kraszewski's äußere Lebensschicksale hinzuzufügen.

Er wurde am 26. Juli 1812 zu Warschau von adligen Eltern geboren. Nach seinen eigenen Aeußerungen wuchs er in Romanow (Podlachien) so frühlich auf, war so geliebt und verhätschelt, als ob ihn nach dem Austritte aus dem Vaterhause und bei seinem Eintritte in die Welt nur eitel Glück erwarten würde. „Schon von Jugend auf“ — das sind Kraszewski's eigene Worte — „war mein Kopf von einer gewissen Naserei ergriffen. Ihr werdet es mir nicht glauben, wenn ich sage, daß ich früher zu schreiben begann, als ich schreiben konnte. Aber doch ist es wahr, daß ich

„schon mit gedruckten Buchstaben Erzählungen und Verse „zusammensetzte. Deutlich offenbarte sich mir meine Zukunft, „doch mit Ausnahme meiner beiden guten Großmütter spotteten alle Uebrigen in der Familie unbarmherzig über meine „Bestrebungen. Ebenso sehr interessirte mich damals die „Zeichnenkunst, die auch noch bis heutigen Tages meine Passion geblieben ist.“

Hier sei bemerkt, daß Kraszewski später, wie er schon als Autor aufgetreten war, hin und wieder selbst Illustrationen zu seinen Werken zeichnete und auch jetzt noch für einen glücklichen Zeichner, namentlich Landschaftszeichner, gilt. Er ist aber nicht nur ausübender Künstler, sondern auch Sammler. Seine Collection von Stichen und Zeichnungen der verschiedenen Kunst-Epochen beträgt an 30,000 Nummern, außerdem hat er auch noch eine Menge von Gemälden, Alterthümern und merkwürdigen Drucken gesammelt.

Den ersten Schulunterricht empfing Kraszewski auf den Schulen zu Biala, Lublin und Swislocz. Im Ganzen war seine auf der Schule zugebrachte Jugend eine sehr glückliche; besonders schuf er sich sehr liebe und fördernde Genüsse durch Privatlektüre und selbstaufgegebene Arbeiten. „In Biala,“ sagt er, „amüsirten wir uns mehr mit Physik und Chemie, „als daß wir sie studirt hätten; in Lublin quälte ich mich „mit der Mathematik ab; in Swislocz machte ich mich mit „Eifer an das Studium der Sprache und Literatur.“

Mit dem Zeugniß der Reife bezog Kraszewski, 18 Jahre alt, die Universität Wilna. Bei seiner Einfahrt in die Stadt überfiel ihn ein furchtbares Gewitter. „War das,“ ruft er aus, „eine Vorherverkündung desjenigen Gewitters, in welchem ich so viele Schicksalsschläge erfahren, so viele Leiden „schmecken sollte?“

In Wilna begann er sein eigentliches Literaturleben und das Motto aller seiner Thätigkeit wurde: „Nulla dies sine linea.“ In seinen „literarischen, phantastischen und historischen Wanderungen“, welche 1835 geschrieben, aber erst 38 herausgegeben wurden, giebt er selbst in dem Kapitel, welches den Titel führt: „Unser vertrauliches Gespräch in der Dämmerstunde“ eine anziehende Skizze von seinem damaligen studentischen Treiben. Er erzählt etwa wie folgt:

„Wir pflegten unsere Abende nach deutscher Art mit Pfeife, ohne Halstuch, ohne allen Zwang der Etiquette zu vollbringen. Wir pflegten Komödien zu improvisiren, über die Leute und über uns selbst zu lachen, über allerhand Kleinigkeiten zu schwätzen und zu plaudern über große und hohe Dinge, die wir nicht verstanden. Ich gestehe, daß jene Träume Hoffmanns, in dessen berühmten Kaffeehause (Kraszewski meint die Luther'sche Weinhandlung) bei Pfeife und Bowle dem großen Deutschen Träumer gewiß nicht süßer waren, als uns diese Abende bei Pfeife, Piano und Porter, zuweilen auch bei dem rothen Scheine des Ofens, welcher das einzige Licht jedes dieser phantastischen Bilder sein dürfte.

„O süße Stunden, in denen wir die ganze Welt vergaßen! Was ging es mich damals an, ob Jemand über mich lachte! Was kümmerten mich die feichten Kritiker gemieteter Journalisten, die dummen Klatschereien der Müßigen, die spöttischen Blicke der Süßlinge des Buchhändlers? Was gingen mich alle Welthändler an, wenn ich, weit in eine andere Welt entrückt, träumte, sprach und dachte, als ob es weder ein Gestern noch Morgen, weder Menschen noch eine Welt gäbe.

„Auf dem Tische hatte ich ein Buch, in der Hand meine einzige Freundin, die mich nie verließ — meine Pfeife; *) um mich Menschen, welche, auch wenn sie später fortgingen, um über mich zu spotten, mich doch in diesen Augenblicken verstanden und gemeinschaftlich mit mir und mir ähnlich dachten. Was scheerte mich alles Uebrige?

„Es giebt Nichts, was dem Reize eines freundschaftlichen, vertraulichen Gespräches der Herzen und Seelen gleich käme. In solchen Augenblicken verschwinden die Menschen, die von Thoren für Thoren geschaffenen Rücksichten hören auf, Alles geräth an einander, verbindet, ergießt sich, und die zu einem Kranze verslochtenen Gedanken fliegen hoch empor, höher als sie vereinzelt hinaufdringen könnten.

„O Jugendzeit! Das sind Deine theuersten Genüsse, dieses Vergessen seiner selbst und der Zukunft, diese Vertraulichkeit, welche die mißtrauischen Greise nicht mehr kennen, denn sie fürchten sich vor Allem, weil Alles sie verrathen hat, weil sie ihre Illusionen überlebt haben.“ —

Kraszewski beschließt dieses Kapitel mit dem Abschiede von seinen Kollegen um 11 Uhr Nachts.

„Und was wirst Du da machen?“ fragte einer von den Gästen.

„Natürlich schlafen — was ich Euch Allen wünsche.“

„Und ich setze mich erst noch an die Arbeit,“ antwortete ich. „In der Nacht bin ich allein. Alles ist still, Alles schläft. Es liegt eine geheimnißvolle Wollust in solcher Arbeit, und vielleicht keiner von Euch kann sich vorstellen, welchen Eindruck auf mich der Klang der Bernhardiner Glocke

*) Eine Freundin, der, wie ich während eines Besuches bei Kraszewski bemerkte, er auch jetzt noch leidenschaftlich zugethan ist.

„macht, die mir um 4 Uhr das Zeichen zum Schlafengehen giebt.“

„Auf diese Art wirst Du nie gesund sein,“ sagte ein Student der Medizin. „Der Schlaf vor Mitternacht ist der gesundeste.“

„Das habe ich schon lange gehört — und doch . . .“

Und dennoch hat Kraszewski in seiner Lebensweise bis jetzt, wo er 48 Jahre alt ist, wenig geändert. Auch noch jetzt ist der größte Theil der Nacht seinen literarischen Arbeiten gewidmet.

Im Jahre 1834 erhielt er in Folge einer Abhandlung über die polnische Sprache den Ruf als Lektor derselben an die Universität Kiew. Doch konnte er diesem Rufe nicht Folge leisten, da er inzwischen in Wolhynien die Rechte des Primas Woronicz kennen gelernt und sich mit ihr vermählt hatte. Diese Heirath bewog ihn, sich als Gutsbesitzer häuslich niederzulassen. Nachdem er abwechselnd verschiedene Güter besessen, auch mehrmals, aber ohne großen Erfolg, versucht hatte, nur Landwirth zu sein und seine ganze Wirthschaft nur allein zu leiten, schuf er in ländlicher Muße einige seiner besten Werke, besonders in Grodek und Hubin, welches letztere Gut er noch heute besitzt. — Um jedoch die Erziehung seiner heranwachsenden Kinder selbst beaufsichtigen zu können, siedelte er nach Zytomierz, der Hauptstadt Wolhyniens, über, wo er ein eigenes Haus hatte. Auch hier konnte er sich nicht ungetheilt seinen belletristischen Arbeiten hingeben. Nachdem er schon 1843 Mitglied der Gesellschaft für Geschichte und Alterthümer in Odessa geworden war, ward er jetzt auch zum Ehrencurator des Zytomierz'schen Gymnasiums erwählt und hat außerdem viel gethan zur Hebung der Schauspielkunst, als Gönner und Dramaturg des dortigen Theaters. — Im

Jahre 1858 machte Kraszewski eine längere Reise in's Ausland, auf welcher er Deutschland, Italien und Frankreich besuchte.

Nachdem sein Sohn zur Universität Kiew abgegangen, zog Kraszewski nach Warschau und übernahm die Redaction der „täglichen Zeitung“ und zwar nicht aus Spekulation oder aus irgend einer andern Rücksicht, die einen Schatten auf seinen Charakter als Mensch und Schriftsteller werfen könnte. Nichtsdestoweniger hat es nicht an gedankenlosen oder exaltirten Köpfen, oder auch an Mißgünstigen gefehlt, welche die Opfer, die Kraszewski durch die Uebernahme dieser Zeitung dem allgemeinen Besten brachte, nicht nur nicht zu würdigen wußte, sondern den hochverdienten Schriftsteller auch noch durch Verleumdungen verdächtigen wollten. Wenngleich der Dichter unter diesem Udanke schwer litt, so scheint es doch, als habe der Muth und die Ausdauer bei dem ihm sauer gemachten Amte, so wie die Größe seines Talentcs, das sich auch auf dem Felde der Journalistik glänzend bewährt, die für einen Augenblick schwanfende und zweifelnde Masse des großen Publikums wieder gänzlich auf seine Seite gelenkt. Schon erkennt man allgemein an, was jener oben erwähnte Herr Gliszczyński ausgesprochen hat, daß Kraszewski auch dem polnischen Journalismus neue Bahnen gezeigt habe. Welche erhabene Begriffe Kraszewski selbst über die Bedeutung der Journalistik hat und wie sehr er sittliche Tüchtigkeit für den Redacteur einer Zeitschrift unerläßlich erachtet, beweist ein schön geschriebener Aufsatz von ihm: „Ueber den Verfall der Journalistik unserer Zeit, welcher in einer Uebersetzung auch im Magazin für Literatur des Auslandes erschienen ist.

In jüngster Zeit erschien neben Kraszewski's Redactions-

Artikeln noch eine höchst werthvolle historische Studie unter dem Titel Caprea und Roma, ein Werk, in welchem er dreist mit Bulwers letzten Tage Pompeji's wetteifern kann.

Für diese Sammlung konnte ich, um dem ursprünglichen Plan nicht ungetreu zu werden, diesmal nur kurze Skizzen aus Kraszewski's Feder ausfuchen. Aber so kurz und knapp zugeschnitten sie sein mögen, man wird doch schon aus ihnen einen Schluß auf das Talent des Autors zu ziehen und ex ungue leonem zu erkennen vermögen.

IV.

Graf Heinrich Nzewuski.

Da es, skizzenhafte Abrisse nicht gerechnet, keine polnische Literaturgeschichte giebt, die über das Jahr 1830 hinausreichte*) und in der man biographische Details fände, da ferner die „Allgemeine Encyclopädie“, welche man seit einigen Monaten herausgibt, erst bis zum Ende des Buchstaben B gebiehet, so ist es mir unmöglich, über des

*) Die besten polnischen Literaturgeschichten sind von Wacław Alexander Macinowski (3 Bände bis zum Jahre 1830), von Majorkiewicz (Literatura; Krytyka), von Michael Wiszniewski (etwa bis zum Zeitalter des Königs Sigismund August in 7 Bänden, also noch nicht vollendet), von Kasimir Władysław Wojcicki (in 4 Bänden bis zum Jahre 1830 unter dem Titel *Historia Literatury Polskiej w zarysach*. Neueste Ausgabe 1860, besonders wichtig durch geschmackvolle Excerpte und Beispiele) und von Władysław Syrokomla (in 2 Bänden, ausgezeichnet im Abschnitte über die lateinisch-polnischen Dichter, zu welchem treffliche Uebersetzungen gegeben sind).

Grafen Heinrich Nzewuski's Lebensumstände etwas einigermaßen Vollständiges zu berichten. So viel steht fest, daß er jetzt, obgleich fast verschollen, lebt und daß er etwa ein Decennium älter ist, als Mickiewicz. Er mag also um das Jahr 1790 geboren sein. Er stammt aus einer berühmten Familie, hat Reisen im Auslande gemacht und eine lange Zeit hindurch als Privatmann auf seinen Gütern in Wolhynien gelebt. Es ist auch bekannt, daß er vor etwa 15 Jahren als Beamter in die nächste Umgebung des Fürsten Statthalters von Polen trat, ich weiß jedoch nicht, ob er eine wirkliche Anstellung in der Kanzlei desselben hatte. Jedenfalls bekleidete er den Rang eines Wirklichen Geheimrathes und nahm vor ungefähr einem Jahre Entlassung aus diesen Dienstverhältnissen.

Von jeher hat sich Nzewuski durch sein Erzählungstalent ausgezeichnet und fiel dadurch in Gesellschaften auf, noch ehe er als Literat hervorgetreten war. Im Winter von 1830 auf 31 lebte er in vertrautem Umgange mit Adam Mickiewicz zu Rom, und dieser große Dichter war es eben, der dem Grafen anrieth, die Vorräthe seiner Manuscriptenmappe zu veröffentlichen.

Die Werke, welche er seitdem herausgegeben, kann man ihrer Form nach füglich in zwei Klassen theilen, in historische Romane, Erzählungen und Skizzen und in sociale und religionsphilosophische Pamphlete. In allen jedoch sind mehr oder weniger deutliche Spuren eines und desselben Geistes, nämlich einer romantisch-mittelalterlichen Lebensanschauung, die eine wesentlich doctrinaire Richtung hat.

Wie Graf Nzewuski zu derselben gekommen ist, können erst diejenigen erklären, welche die Verhältnisse seiner Jugend und Bildungsgeschichte näher kennen. Mir scheint, daß sein

Geist sich unter dem Einflusse der kräftigsten Richtungen der ausländischen Romantik entwickelte.

Zwar ist man gewohnt, Nzewuski als Gründer einer neuen Schule in der polnischen Romanschreibung zu betrachten und nennt ihn unter den Koryphäen der historischen Romanliteratur. Doch wenn auch Nzewuski hinsichtlich seines Talentcs, sich in die geschilderte Vergangenheit zu versenken, und in Betreff der glänzenden Darstellungsgabe mit Walter Scott und ähnlichen Größen verglichen werden kann, wenngleich er auch viele Nachahmer gefunden hat, so ist schon seit geraumer Zeit seine Stellung in der polnischen Literatur eine fast ganz vereinzeltc. Schuld daran ist, daß er gewisse Theorien, die er sich aus der mit schwärmerischer Liebe von ihm studirten „guten alten Zeit“ abstrahirte, auch in's moderne Leben einführen, in succum et sanguinem der Gegenwart verwandeln wollte. Aus diesem Grunde machte er Anmerkungen, Excurse u. dergl. zu seinen historischen Romanen und trug in denselben als Romantiker à la Friedrich Schlegel und Zacharias Werner einen großen Abscheu gegen Alles, was modern und Zeitgeist ist, zur Schau. Er konnte durchaus nicht, Manche sagen sogar, er wollte nicht verstehen, daß das 19. Jahrhundert auch seine Berechtigung hat, daß man für andere Ideen leben könne, als für die schwärmerischen, mystischen, feudalistischen Phantasien der Hyper-Romantik.

Jrgend ein polnischer Literat hat über Nzewuski gesagt, was mir den Nagel auf den Kopf zu treffen scheint: „Graf Nzewuski ist zu spät für sich und vielleicht zu früh für uns auf die Welt gekommen.“ Derselbe Kritiker, wenn ich nicht irre, Waclaw Szymonowski, sagt weiter: „Graf Nzewuski war der Erste, welcher uns erkennen ließ, daß wir nicht um

ein, sondern einige Jahrhunderte von unsern Vätern entfernt sind; er zuerst weichte uns in die Geheimnisse ihres häuslichen Lebens ein, vergrößerte ihre Gestalten bis in's Riesenhafte und deckte uns ihre Vorzüge und Mängel auf, indem er sie in das passende Licht setzte. — — Durch den harten Krystall alter Erinnerungen schloß er sich wie durch eine Mauer ab gegen die Jetztzeit, die er als eine kleine und jämmerlich gewordene verachtete. Aber durch diesen Krystall sah er doch diese neue Zeit, sah ihre Vergehungen und Mängel, aber ihre Eigenschaften und ihr Leben verschwammen für ihn als ein unklares Bild, denn er bedurfte nicht solches Lebens und solcher Eigenschaften. Er hatte in seinem Herzen nicht Kraft genug, denen zu verzeihen, welche das schöne Bild besleckten, welches in der Wirklichkeit zwar schon nicht mehr existirte, das aber doch noch in seinem Geiste lebte. Er sah nicht, daß neue Bedürfnisse entstanden waren, sich neue Vorstellungen gebildet hatten, daß ein neuer Geist in die Menschen gefahren.“

Man citirt Nzewuski gewöhnlich, wie er es selbst gethan, als Autor des „Novembers“. Das ist der Titel eines historischen Romans, durch welchen er sich allgemeine Sympathie erwarb, dessen Darstellung auch bis in sehr minutiöse Details schön und echt episch gehalten ist, in welchem jedoch schon eine der unglücklichsten romantischen Ideen spukt, die Schicksalsidee in der Art, wie sie Müller in seinem „29. Februar“ und in „der Schuld“, Houwald im „Leuchthurm“ und im „Bilde“ und Grillparzer in der „Ahnfrau“ auffaßten. Denn der Monat November ist es eben, der im Leben des Helden jenes Romans eine fatale Wichtigkeit hat. Außer dem November nenne ich hier noch „Das Schloß von Krakau.“ Dieser Roman spielt zur Zeit

Stephan Batory's und enthält die Geschichte des berühmten Banditen (d. h. Exilirten) Samuel Zborowski, an welchem das erste Beispiel der Hinrichtung eines Edelmannes gegeben wurde. Ferner eine Sammlung kleiner, aber voll des tollsten Aberglaubens wimmelnder Erzählungen unter dem Titel: Nie-Bajki (Kleine Fabeln), an deren phantastischen Inhalt der Verfasser selbst wie an Fakta glaubt und auch Andere glauben machen möchte.

In allen diesen Erzählungen finden sich polemische Seitenblicke auf den argen Unglauben der Gegenwart.

Nzewuski's verdienstvollstes Werk sind jedenfalls die beiden Bände seiner „Denkwürdigkeiten eines alten lithuanischen Edelmannes.“ Man kann sich überzeugt halten, daß er in diesem Werke nur relata refert, und soviel ihm das überhaupt bei seiner doctrinairn Richtung möglich ist, ohne weiteres romantisches Medium. Es sind edelmännische Erinnerungen an die „gute alte Zeit“, aus welchen besonders die Gestalten des „Radziwill Panie Kochanku“ und seiner Albaner *) hervorragen. Lucian Siemienski, der die Darstellungsweise dieser Denkwürdigkeiten lobt, nennt Nzewuski einen „edelmännischen Homer“. Hören wir, in welchem Sinne! Siemienski sagt: „Ich betrachte diese Denkwürdigkeiten nicht als ein Erzeugniß literarischer Kunst, sondern wie man ein Volkslied (Epos) ansehen muß, als Material, aus welchem irgend ein genialer Meister unsterb-

*) Der Fürst Karl Radziwill führt den Beinamen „Panie Kochanku“ von seiner Eigenthümlichkeit, Jedermann „mein liebster Herr“ anzureden. Die Albaner waren eine von ihm zu Alba, auf einem seiner Landgüter gestiftete Genossenschaft von Edelleuten, welche ein gewisses ritterliches Wesen und den esprit du corps unter seinen Beamten und Anhängern aufrecht erhalten sollten.

liche Typen und Charaktere schaffen kann. Diejenigen, welche diese Geschichten schufen, das waren nicht Künstler und Literaten von Fach. Das Volk erzählte sie sich, oder eine Hand hat sie aufgezeichnet, die gewohnt war, die Streitart und Hufarenlanze zu tragen. Barden gab es da nicht, wo ein Jeder selbst der erzählende Homer seiner eigenen Abenteuer und Thaten sein konnte.“ Aus diesen Denkwürdigkeiten theilen wir die jedenfalls interessante und originelle Geschichte vom Priester Marcus mit.

Alle die genannten Werke wurden im Ganzen mit Sympathie aufgenommen, eifrig gelesen und dem Talente des Autors wurde die verdiente Anerkennung nicht vorenthalten. Aber eine zweite Gattung von Schriften, jene oben erwähnten Pamphlete, deren Raisonnement sich über alle Richtungen der Gegenwart verneinend erstreckte, sie haben dem Grafen jene Sympathie des Publikums wieder geraubt, und so ist nach dem Erscheinen der Schriften: „Miscellen“ — „Die Stimme in der Wüste“ — „Der polnische Theophrast“ — „Civilisation und Religion“ — „Gnade und Vorsehung“ der Schriftsteller im Grafen Nzewuski zwar hinsichtlich seines Talentes immer noch anerkannt, aber gegen seine Person ist man gleichgültig geworden. Erst wenn Nzewuski's ganze Erscheinung und sein persönliches wie literarisches Wirken einen unparteiischen Historiker gefunden haben wird, wird es sich auch herausstellen, wie viel er von dieser Gleichgültigkeit hinsichtlich seines Charakters und wie viel er davon für seine Geistesrichtung verdient und ob er wirklich Reactionair war aus Ueberzeugung.

V.

August Wilkoński.

Ogleich die polnische Literatur, wie der Charakter des Volkes, das durch sie repräsentirt wird, im Ganzen und Großen eine mehr ernste, zum Pathos und zur Elegie hinneigende Grundstimmung hat, so fehlt es ihr doch auch nicht an humoristischen Schriftstellern.

Unter den neuern dieser Gattung scheint mir August Wilkoński einer der bedeutendsten.

Schon die originelle Art und Weise, wie er sich auf den Titeln seiner Schriften zu zeichnen pflegte, August Wilkoński, Chirurgus (nicht Dr.) der Philosophie, deutet darauf hin, daß seine Lebensanschauung eine wesentlich satyrische ist, daß sein Blick scharf ist in der Erkenntniß der Gebrechen und Abnormitäten der menschlichen Gesellschaft und daß seine Feder bald die Sonde ist, mit welcher er Wunden und faule Stellen untersucht, bald die Lancette, mit der er eine Ader ungesunden Blutes öffnet, bald das Messer und die Säge, mit denen er einen Auswuchs abschneidet oder ein vom Brande

ergriffenes Bein amputirt. Aber er thut sich selber Unrecht, wenn er sich nur einen Chirurgen nennt, denn er handelt nicht so kalt, so theilnahmslos, wie ein solcher Zögling des anatomischen Theaters. In seiner Brust regt sich eine innige Theilnahme mit den Leiden derer, die unter seinem Messer zucken. Er lacht und spottet über Andere und sich, über Zustände, Ereignisse und ganze geschichtliche Epochen; aber er lacht nicht frivol, er spottet nicht unbarmherzig. Er tadelt und entschuldigt auch zugleich wenn es möglich ist und besonders wenn er in der eigenen Natur einen Spiegel der Nationalschwächen sieht. Und dabei hat er ein feinfühliges Gemüth, das, oft lyrisch gestimmt, sonderbare herzbewegende Weisen ertönen läßt. Er hat auch Ideale, die über dem hin- und herkreuzenden Schifflein seiner Gedanken als hell leuchtende Sterne schweben, nach denen er den Cours berechnet. Ein warmer, voller Herzschlag belebt seinen Wit; und wenn er die Pritsche schwingt auch an andern Tagen, als in der Faschingszeit, so trägt die Schuld daran die Thorheit der Welt, die in zu reichem Quantum vorhanden ist, als daß man in wenigen Tagen damit fertig werden könnte, Allen die Wahrheit zu sagen, welche sie noch anhören mögen, wofern man sie nur lächelnd sagt.

Daß Wilkoński, um ein praktischer Humorist zu werden, eine lange und schwere Schule der Erfahrung durchlaufen mußte, läßt sich leicht denken, auch wenn er sich mit einem andern Wigworte häufig k. k. n., d. h. kawaler krzyża naturalnego — Ritter des natürlichen Kreuzes — unterschrieben hätte. Er war wohlhabend und ist durch eigene und fremde Schuld arm geworden. Er war keine jener rangirten Naturen, denen es gut in der Welt geht. Er war kein sogenannter guter Hausvater. Unbesorgt um das

„Morgen“ lebte er in den Tag hinein und war daher in steter Geldverlegenheit. In Folge dessen mußte er neben der Last großer innerer Leiden, die er mit Andern gemeinsam trug, auch die der kleinen äußeren Leiden und Widerwärtigkeiten tragen. Aber sein glücklicher Leichtsinns half ihm über Vieles hinweg. Oft von dem Nöthigsten entblößt, verlor er doch nicht den Muth, über seine Noth zu scherzen. So erzählte mir eine glaubwürdige Person, daß er einst an einen Freund, der trotz eines nur mäßigen Einkommens doch immer bei Kasse war, ein Billet etwa in folgenden Ausdrücken schrieb: „Troja, die hohe Stadt des Priamus, war und — ist nicht mehr! Roma's stolze, weltbeherrschende Macht war — und ist nicht mehr! Mein Mantel, der stattliche, lieblich wärmende war und — ist nicht mehr!“ Und nun folgt eine Bitte um ein Darlehn von einigen Thalern, damit der geliebte treue Freund aus den schmutzigen Händen des Pfandleihers losgekauft werden könne. Ein anderes Mal soll Wilkoński — ich erzähle auf Autorität derselben Person — bei bekannten Gutsbesitzern und wohlhabenden Freunden eine Liste umhergeschickt haben, in welcher er zur Subscription auf eine neue humoristische Zeitschrift „die literarischen Messeln“ einlud. Sein Name, der in Sachen des Witzes und der pikanten Schreibart einen guten Klang hatte, verschaffte ziemlich zahlreiche Unterschriften und baare Vorausbezahlung, aber das angekündigte Journal ließ lange auf sich warten. Endlich erschien die erste Nummer und gab eine Titelerklärung mit der Pointe: „Die literarischen Messeln wollten ihren Namen durch die That rechtfertigen. Sie hießen deshalb Messeln, weil sich das Publikum noch an keiner andern Zeitschrift so verbrannt hätte, wie an dieser, denn — diese erste Nummer werde zugleich auch die letzte sein.“ Scherze der

Art nahm man dem beliebten Schriftsteller nicht lange übel. Er mußte es stets so einzurichten, daß er die Lacher auf seiner Seite hatte.

Was seine sonstigen Lebensverhältnisse betrifft, so ist mir noch bekannt, daß Wilkoński mit unserm Göthe denselben Geburtstag hatte, nur mit dem Unterschiede, daß er ganz ein Kind des 19. Jahrhunderts und zwar am 28. August, aber nicht 1749, sondern 1803 im Großherzogthum Posen geboren wurde. Er vermählte sich mit einer weitläufigen Verwandten Paulina Wilkońska, die noch jetzt lebt und zu den besten polnischen Erzählerinnen gehört. Sein Literatenleben begann er erst in Warschau, wo er eine Menge Ramoty i Ramotki literackie, d. h. größere und kleinere literarische Schmieralien zum Theil in der Zeitschrift Przeglad naukowy (Wissenschaftliche Revue) und in dem von ihm selbst redigirten Journale Dzwon literacki (Die literarische Glocke), zum Theil aber auch in einer besonderen, mehrere Bände starken Sammlung herausgab.

Im Jahre 1851 oder 52 wurde er, nachdem er zuvor auf der Citadelle gefangen gesessen, aus Warschau ausgewiesen und starb kurz nach seiner Rückkehr im Großherzogthum.

Der dritte Theil von Wilkoński's Ramoty i Ramotki, dem ich für die gegenwärtige Sammlung 3 Stücke entlehnt habe, die, wie ich hoffe, dem deutschen Publikum nicht missfallen werden, trägt an seiner Spitze eine seltsame, wenn auch vielleicht nur fingirte Dedikation. Der Originalität wegen möge sie hier nebst den zwei auf sie bezüglichen Schreiben Platz finden.

Die Dedikation selber lautet:

Dem sehr dienstfertigen
Jankel Magenfiſch,
dem Unterstützer einheimischer Literatur,
widmet
diese zweite Abtheilung
der größern und kleinern literarischen Schmieralien
als einen Beweis
besonderer Dankbarkeit
Ang. Wil.
Chirurg der Philosophie, Ritter des natürlichen Kreuzes.

Die beiden dieser Dedikation vorangehenden Briefe aber lauten folgendermaßen:

„Hebräer Jankel Magenfiſch!

Zu Folge allgemeinen Mißwachses und Viehsterbens hat die von mir angekündigte Subscription auf die zweite Abtheilung meiner Schmieralien auf dem Lande nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Die Bürger und Beamten Warschau's, mit dem ewigen Juden beschäftigt, haben meine Schmieralien vergessen. Diejenigen großen Herren aber, deren noble Passion es ehemals war, ihre schriftstellernden Landsleute aufzumuntern, haben sich gegenwärtig überzeugt, daß es sich nicht der Mühe verlohnt, einheimische Schmierer zu unterstützen und daß sie eine viel angenehmere Zerstreuung in der Verschönerung ihrer Wände und in der ausschließlichen Lectüre französischer Romane finden werden. Aus diesen Gründen also würde ich unermögend sein, die Fortsetzung meiner Schriften drucken zu lassen, wenn Ihr, Jankel, mir nicht mit 2000 Gulden zu mäßigen Zinsen, nämlich nur zu fünf Prozent — monatlich — unter die Arme gegriffen hättet. Genehmigt also, daß ich diese zweite Abtheilung meiner

Schmieralien nicht mit dem Namen großer Herren, sondern mit Eurem Namen bezeichne und schmücke.

Der Euch sehr verpflichtete Autor

Aug. Wilkoński,

Chir. d. Phil., Ritter d. natürl. Kreuzes.

P. S. Was ich Euch schuldig bin, bezahle ich zum Termin.

Warschau, am 1. Oktober 1845.“

Antwort:

„Wohlgeborner Herr Autor der größern und kleinern Schmieralien!

Wenn es wahr ist, daß Sie nicht haben Jemand, wo Sie könnten dediciren Ihre Schmieralien, so erlaube ich, daß Sie sie dürfen dediciren mir; nur werde ich mir ausbedingen, daß mir erwachsen keinerlei Unkosten aus diesem Verfahren und daß selbiges nicht Veranlassung wäre zur Aussetzung irgend einer Rate bei den in unserm Geschäftchen anberaumten Zahlungen.

Erw. Wohlgeborner
ganz unterthäniger Diener
Sankel Magenfisch.

Warschau u. s. w.“



In demselben Verlage sind ferner erschienen und durch alle
Buchhandlungen zu beziehen:

Gruner, Dr., Geschichte Polens nach Chodzko's Vor-
gange frei bearbeitet. 1 Thlr. 20 Sgr.

Grunenberg, Leitfaden zum Studium der Geschichte
der polnischen Literatur. 1 Thlr.

Woycke, Proben polnischer Lyrik. 1 Thlr. 10 Sgr.

Lenartowicz, Die Entzückung. 10 Sgr.

Schmeling, Wallenstein und der Spion, oder die Be-
lagerung von Stralsund. 4 Bde. 3 Thlr.

Schulz, Dr., Ueber den Bau von Burgen und Schöpf-
fern im 12. und 13. Jahrhundert.

Dieterici, Die Naturanschauung der Araber im 10.
Jahrhundert. 1 Thlr. 10 Sgr.

